

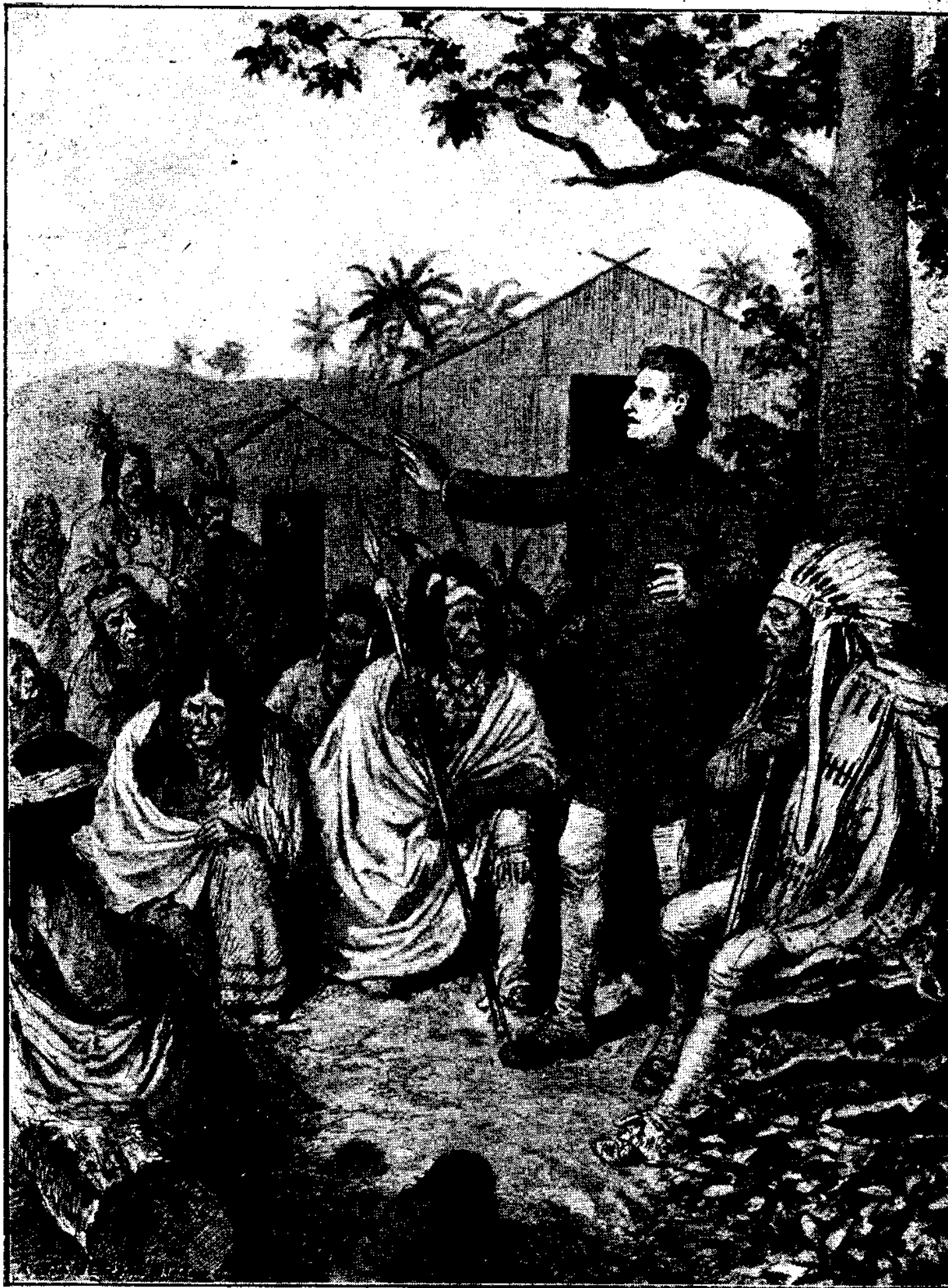
Johannes Meyer,

das

Lebensbild eines treuen Mannes

aus dem vorigen Jahrhundert.

Verlag von Geschwister Dönges,
Dillenburg.



Johannes Meyer unter den Indianern.

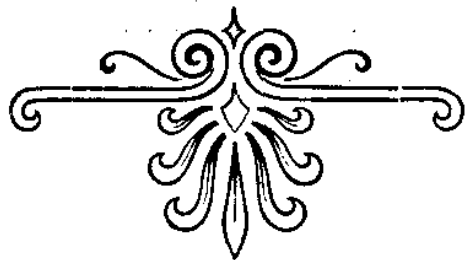
Lebensbilder von Zeugen Gottes.

Nr. 3.

Johannes Meyer,

das Lebensbild eines treuen Mannes

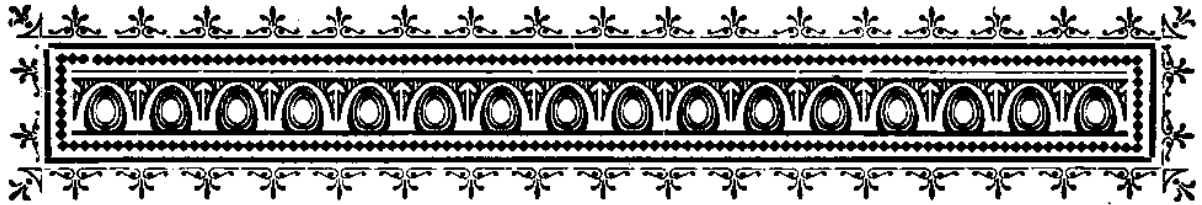
aus dem vorigen Jahrhundert.



Verlag von Geschwister Dönges
Dillenburg.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Die Vorbereitung	5
2. Unter den Negern	14
3. Unter den Indianern	22



Wir bringen auf den folgenden Blättern das Lebensbild eines wenig bekannten, aber treuen Dieners des Herrn, dessen Hingebung und Tagewerk wohl wert sind, vielen Herzen zu ihrer Nacheiferung und zum Preise Gottes vorgeführt zu werden. Sie zeigen uns, was Gott zu tun vermag durch einen einzelnen Mann, der, erfüllt und gedrungen von der Liebe Christi, Dem lebt, der für ihn gestorben ist. Wir lesen in Gottes Wort: „Jehovas Augen durchlaufen die ganze Erde, um sich mächtig zu erweisen an denen, deren Herz ungeteilt auf Ihn gerichtet ist.“ (2. Chron. 16, 9.) Es scheint uns, daß diese kostbare Verheißung sich auch im Leben unseres Johannes Meyer erfüllte. Er ging, berufen von seinem Erlöser und Herrn und von Seiner Liebe gedrungen, hinaus zu den Heiden, um ihnen Gottes freies und ewiges Heil zu verkündigen. Keine Missionsgesellschaft sandte ihn, kein Komitee stand hinter ihm, keine Organisation besoldete oder leitete ihn. Nur Gottes Wort und Wille führten ihn, und Sein Geist trieb ihn.

Lassen wir denn das Leben jenes Mannes zu unseren Herzen und Gewissen reden! —

1. Die Vorbereitung.

Johannes Meyer wurde am 5. April 1814 zu Ostlingen bei Zofingen in der Schweiz geboren. „Ich bin ein böser Junge gewesen,“ so erzählt er uns selber in seinem Lebensabriss, den er vor seinem Eintritt ins Baseler Missionshaus zu verfassen hatte. „Ich wurde leicht und oft zornig und

habe mit meinen Brüdern viel Zank und Streit gehabt. Damit machte ich meinen Brüdern viel Verdruß und mich selber machte ich unglücklich und elend. Auch bin ich immer eigensinnig gewesen und habe von Natur einen starken, trozigen Willen, der sich nicht gern und nicht leicht brechen läßt. Zudem haben mich die Rüste der Jugend übel versucht und geplagt, und ich bin nicht ganz ungeschlagen und unverwundet durchgekommen. Auf der anderen Seite habe ich schon in meinen frühesten Knabenjahren immer eine Regung des Geistes verspürt, der in mir den Trieb weckte, ein wahrer Christ zu werden. Wenn ich daheim war bei den Eltern, saß ich am liebsten stille in einem Winkel und las in der Bibel oder in anderen guten Büchern. Besonders tiefen Eindruck machte auf mich der Religionsunterricht, den ich in der Kirche und Schule genoß. Und als ich endlich nach vorangegangener Unterweisung zum ersten Abendmahle zugelassen wurde, da gelobte ich von Herzensgrund, meinem Heiland treu zu sein mein Leben lang. Ach, diesen Bund habe ich freilich schlecht gehalten. Die Welt, mein arges Herz und der Teufel haben mich hin- und hergezogen und in allerlei Sünden verstrickt; aber der Herr hat mich dennoch nicht aufgegeben. Ich weiß, Er ist mein und ich bin Sein."

Einen bestimmten Zeitpunkt seiner Befehrung weiß er allerdings nicht anzugeben, aber das darf er bezeugen, daß er das alleinige, aber auch genugsame Heilmittel für allen seinen Seelenschaden gefunden habe in dem Blute Jesu Christi, das uns rein macht von allen Sünden.

Schon als Knabe fühlte Meyer den ersten Zug zum Missionsberuf in seinem Herzen erwachen. Eine Nummer des „Baseler Heidenboten“, die ihm um diese Zeit in die Hände gefallen war, gab wohl seinem Gemüte den ersten Anstoß in dieser Richtung. Das Elend der armen, götzendienerischen Heidenwelt stand ihm, wie er schreibt, von nun an immer vor der Seele. Indes ging es noch durch eine lange Warteschule hindurch, ehe er wirklich zu dem Entschluß kommen konnte, sich für das Baseler Missionshaus zu melden. Zwei Jahre hatte er in der Sägemühle in der Nähe seines

Heimatorts zu arbeiten, was ihm bei dem steten inneren Drange, den Heiden zu helfen, oft recht sauer werden wollte. Der Hilfsprediger seines Heimatorts, dem er seinen Wunsch offenbarte, legte alle Hoffnungen des Jünglings in den Staub. Er sei zu alt und habe zu wenig Vorbildung, sagte derselbe zu Meyer, er solle lieber Schullehrer werden. Meyer ging auf diesen Vorschlag ein und empfing in den Freistunden, wenn er von der Arbeit in der Sägemühle loskommen konnte, einigen vorbereitenden Unterricht von dem Hilfsprediger; auch ein befreundeter Schullehrer nahm sich seiner an, und so wurde er dann, nachdem er zwei Jahre in der Sägemühle ausgehalten, im Jahre 1832 nach glücklich bestandener Prüfung zum Schullehrer in Meitenau im Aargau gewählt. Aber er hatte auch da keine Ruhe. „Die Heiden mit ihrem Glende,“ so schreibt er, „und die Christenpflicht, ihnen zu helfen, lagen mir immer im Sinn. Eines Tages traf ich mit einem jungen, christlichen Manne aus Basel zusammen. Ich schüttete ihm mein Herz aus. Er versicherte mir, daß ich noch nicht zu alt sei, und daß es nicht gerade besonderer Vorkenntnisse bedürfe, um in die Missionsanstalt aufgenommen zu werden. Nur eins sei vor allem nötig, — die Versicherung, daß man vom Herrn zu diesem Werke berufen sei. Ach, wie ward mein Geist bei diesem Berichte lebendig! Dies war im Winter 1833. Seitdem gab es viel inneren und äußeren Kampf; denn nun erst trat die ganze Verdorbenheit meines Herzens, die Beflecktheit meines bisherigen Lebens, meine große Untüchtigkeit zu solchem Beruf vor meine Seele. Oft bin ich zaghaft und schwankend geworden, ob ich mich melden solle; aber es ließ mir keine Ruhe. Nun, — will mich der Herr brauchen, so bin ich bereit. Er mache mit mir, was Ihm wohlgefällt! Ist mein Wunsch nicht nach Seinem Willen, so bin ich auch zufrieden. Ich lege alles in Seine Hände.“ So schrieb Meyer bei seiner Meldung zum Missionsdienst und bald — es war im Frühjahr 1834 — trat er mit 10 bis 12 gleichgesinnten Jünglingen in die Missionschule in Basel ein.

Vier Jahre blieb Meyer unter dem Dache des Baseler Missionshauses. Er besaß keine ausgezeichneten Gaben zum

Erlernen der Sprachen; aber seine Treue und sein Gebetsernst halfen ihm dennoch vorwärts. Bei der Eigentümlichkeit seines Charakters war für ihn der Gang durch das Missionshaus nichts Leichtes. Es lag etwas Abgeschlossenes in seinen Anschauungen, die er sich durch eigenes Forschen und Denken gebildet hatte und was von denselben in Form und Art abwich, das wies er oft lange, auch wenn es das Richtigere und Bessere war, von sich, bis er es als solches erkannte. Nahm er es aber nun in den Kreis seines inneren Lebens auf, so lag das Neue nicht tot und unwirksam in seinem Gedächtnis, sondern es ging bei ihm in Fleisch und Blut, in Mark und Faser über.

Bei all dieser Eigentümlichkeit ging Meyer unanfällig und würdig seinen Gang durch die Anstalt. Er genoß Liebe und Achtung und in seinem Wissen wie in seinem Leben waren die Früchte des vierjährigen Aufenthalts im Missionshause nicht zu verkennen. Er reifte dem kräftigen Alter in Christo entgegen.

Im Sommer 1838 kam die Zeit, da über Meyers künftige Bestimmung entschieden werden sollte. Er wurde in den Dienst der (Londoner) englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft verwiesen, denn zwischen dieser und der Baseler bestand anfänglich eine enge Verbindung, so daß die Baseler Missionare ohne weiteres in den Dienst der englisch-kirchlichen Mission treten durften. Später aber wurde auch von diesen Missionaren zuvor die bischöfliche Ordination und Verpflichtung auf das Glaubensbekenntnis der englischen Landeskirche verlangt. So lagen die Verhältnisse, als an Meyer die Aufforderung herantrat, zunächst die Baseler Missionschule mit dem Seminar der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft in London zu vertauschen. Er stimmte zu und traf im November 1838 in London ein.

Schon der erste Eintritt in diese Weltstadt wirkte fast grauenerregend auf das Gemüt unseres Freundes, denn der ungeheure und traurige Kontrast zwischen Reichtum und Armut, zwischen Heppigkeit und Elend, zwischen feinsten Weltbildung und unsäglicher Verkommenheit, zwischen christlichem Adel und

heidnischer Roheit, weckte in Meyer einen tiefen Schmerz, und dieser erste peinliche Eindruck wurde nun Schritt für Schritt verstärkt durch alles, was er gleich in den ersten Wochen seines Aufenthalts in London zu durchleben hatte.

Meyer war schon eine ganze Reihe von Tagen in der Anstalt, ehe er nur das Angesicht des Direktors zu sehen bekam. Endlich wurde er zu ihm gerufen. Er trat in das reich und prächtig ausgestattete, mit Teppichen belegte Studierzimmer, und da der Direktor sich nicht aus seinem Sessel erhob, ihn zu begrüßen, blieb er bescheiden an der Tür stehen. Endlich erhob sich jener, trat näher zu ihm heran und betrachtete ihn eine Zeitlang durch ein Augenglas, ohne ein Wort zu reden. Endlich sagte er: „Sie sind Herr Meyer?“ — „Ja, mein Herr.“ — „Kommen von Basel?“ — „Ja, mein Herr.“ — „Wie lange dort gewesen?“ — „Bier Jahre, mein Herr.“ — „Haben viel Englisch getrieben?“ — „Sehr wenig, mein Herr.“ — „Um! Tüchtig Englisch treiben, viel lesen, die 39 Artikel (das Glaubensbekenntnis) tüchtig studieren!“ Damit machte er eine Bewegung mit der Hand, Meyer verbeugte sich und ging mit einer brennenden Glut im Gesicht und einem tiefen Leid im Herzen. Nichts konnte ihn in diesem Seminar anziehen, weder der Unterricht, noch die gemeinsamen Hausandachten und öffentlichen Gottesdienste. Was er in den Gottesdiensten hörte, das schien ihm „als ein so ungeistlicher, unapostolischer Lippendienst, daß er nur mit dem innersten Widerstreben es etliche Male in der Kirche aushielt.“ Immer klarer wurde es ihm, daß er es in dieser Umgebung auf die Dauer nicht aushalten könne. Vergebens versuchte einer seiner Baseler Lehrer, der gerade in London war und dem Meyer sein schwer bedrängtes Herz ausschüttete, dem Angefochtenen „die Lichtseiten“ des englischen Kirchentums vor's Auge zu stellen und ihn zur Geduld und zum Harren auf Gottes Hilfe zu ermuntern. Meyer hatte dafür kein Ohr, kein Auge mehr; mit glühenden Farben schilderte er ihm als Erwiderung die Schäden der Kirche Englands und erinnerte an das, was das Wort Gottes von der Kirche Christi verlangte, und was die Kirche im apostolischen Zeitalter war.

„Ich kann, ich darf mich nicht der Sünden dieser Kirche theilhaftig machen,“ so rief er aus; „ich soll ein Diener Jesu sein, des armen und verachteten Jesus; das verträgt sich nicht mit meinem Verbleiben in dieser vornehmen Bischofskirche. Nicht die bischöflichen Kirchenformen will und darf ich den Heiden bringen, sondern Jesus und Ihn allein will ich den armen verlorenen Seelen rühmen.“ „Ich weiß nicht,“ fuhr er nach einiger Zeit fort, „was aus mir werden soll. Ich sehe keinen Weg vor mir. Aber der Herr, der mich kennt und auf den ich all mein Vertrauen setze, wird mich versorgen und mir den Weg zu den Heiden bahnen, daß ich unter ihnen Seinen Namen verherrliche. Auf Ihn hoffe ich.“

Nach langen und schweren Kämpfen von innen und außen trat Meyer endlich aus dem Missionshaus in Islington und somit aus der Verbindung mit der kirchlichen Missionsgesellschaft aus. Aber wo stand er nun? Wohin sollte er sich wenden? Der Bruch mit der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft hatte zu tief in sein Herz hineingeschnitten, seine Seele zu sehr verwundet, als daß er sich mit dem Gedanken an den Eintritt in eine andere Missionsgesellschaft hätte befreunden können. So mochte er sich denn auch keiner der bestehenden Kirchen, die er kannte und kennen lernte, anschließen. Aber für sich allein ohne Gemeinschaft mit anderen Kindern Gottes konnte er doch auch nicht stehen bleiben. Fast täglich besuchte er darum mit prüfendem und aufmerkendem Geiste die Kapellen und Versammlungen der verschiedenen christlichen Parteien, um zu erkennen, welcher derselben er sich mit freudigem und freiem Gewissen anschließen könnte. Aber nirgends fand er, was seine Seele suchte.

Inzwischen war er äußerlich in die drückendste Lage gekommen. Er stand in der großen Weltstadt rat- und hilflos da, einsam und allein, ohne Freunde, ohne Bekannte. Aber Meyer verzagte nicht, er warf sein Vertrauen nicht weg. Wußte er doch aufs allergewisseste, daß er, obwohl er von Menschen allein gelassen, noch einen Freund habe, der ihn verstand, wenn ihn auch sonst keiner verstand, der seine Schritte billigte, ob ihn schon alle anderen tadelten; und auf Ihn setzte

er sein Vertrauen, von Ihm erwartete er Licht, Rat und Hilfe. Tag und Nacht lag er vor seinem Gott im Gebet.



Meyer bei dem Direktor. (Siehe Seite 9.)

und da, auf seinen Knien, durfte er immer wieder Kraft und Mut und neue Ruhe des Herzens holen. O, das waren

gesegnete Wochen, diese dunklen schweren Wochen der Prüfung, das war eine „hohe Schule“, wie er sie bis jetzt noch nie durchgemacht! Wie lernte er da sein Herz kennen, wie wurden ihm aber auch in diesen Tagen die Verheißungen seines Gottes so köstlich, so klar und bestimmt, so wesenhaft und wirklich, wie die Treue seines Herrn so groß und leuchtend! — Was er da gelernt, das hätte er für keine Schätze der Erde missen mögen. — Aber endlich kam doch auch das Ende seiner Wartezeit. „Wenn die Stunden sich gefunden, bricht die Hilf' mit Macht herein.“

Eines Abends ging Meyer, ohne einen bestimmten Zweck zu verfolgen, durch die Straßen der Hauptstadt. „Da bemerkte er,“ so erzählt Dr. Ostertag (Meyers Lehrer im Missionshaus in Basel), „wie Männer und Frauen aller Art in einen Hof und durch denselben in ein Hintergebäude gingen, und sein geübtes Auge erkannte sogleich, daß hier eine religiöse Versammlung stattfinden müsse. Er wagte es und trat gleichfalls ein. Bald befand er sich in einem großen Saal, der von Menschen aller Stände und Klassen gedrängt voll war. Es traten nacheinander zwei Männer auf, welche über einige Stellen des Wortes Gottes einfache, aber tiefergreifende Betrachtungen hielten. Hier war nichts von dem Pomp der bischöflichen Kirche, nichts von unnötigem Formenwesen und überflüssiger Zutat, es trug alles, wie es ihm schien, die Gestalt ursprünglicher apostolischer Einfachheit, Weihe und Salbung. Durch alle Winkel seiner Seele tönte die Gewißheit: Das ist's, was ich gesucht habe. Meyer bat nach der Versammlung einen der beiden Männer um eine Unterredung. Bei derselben erfuhr er zum ersten Male das Nähere über die Gemeinschaft, in die er bald hernach mit ganzer Seele eintrat und mit der er bis an sein Ende verbunden blieb.“

Es war eine Versammlung der sogenannten „Plymouthbrüder“, auf dem Festland aber „Darbysten“ genannt, welche beide Namen diese Christen aber selbst nicht führen, sondern zurückweisen. Sie wollen nichts anderes sein als ein Häuflein Christen, welche auf dem Trümmerfeld der bekennenden

Christenheit, die in zahllose Parteien gespalten ist, sich einfach als Gläubige oder Brüder im Namen Jesu versammeln in dem Bewußtsein, daß alle Gläubigen in Christo einen Leib bilden. Sie vertrauen der Verheißung des Herrn, daß Er noch immer, wo zwei oder drei in Seinem Namen versammelt sind, in ihrer Mitte weile mit Seinen Segnungen. Seinem Geiste überlassen sie denn auch die Leitung, und von Ihm erbitten und erwarten sie, daß Er Evangelisten, Hirten und Lehrer gebe zum Dienste am Evangelium und unter den Seinigen.

Eines Tages wurde nun in einer dieser Versammlungen der Brief eines mit ihnen innig verbundenen Missionars in Demerara (im nördlichen Süd-Amerika) vorgelesen, worin um weitere Arbeiter und schleunige Hilfe dringend gebeten wurde. Meyer erkannte darin den Ruf des Herrn. Er ging zuerst mit Gebet vor den Herrn und teilte dann, nachdem er seiner Berufung innerlich gewiß geworden war, den Brüdern seinen Entschluß mit, als Missionar nach Demerara zu gehen. Er erklärte, daß er im Glauben dorthin ziehen werde; der Herr werde für ihn sorgen. Die Brüder bekundeten nun ihrerseits freudig, daß sie sich für verpflichtet hielten vor dem Herrn, ihm nach dem Maß ihrer eigenen Habe in dem Werke im fernen Lande, wohin ihn also der Herr senden wolle, beizustehen. Eines aber scheinete ihnen wünschenswert, und um der Verhältnisse willen fast notwendig, nämlich, daß Meyer als verheirateter Mann ausgehen möge.

Nach vielem Gebet und ernstlicher Erwägung beschloß Meyer, in sein Vaterland zu eilen, und vom Herrn sich eine Gehilfin zuweisen zu lassen, die er ihm zugebacht habe. Keinen Schritt sah er voraus, selbst das Reisegeld fehlte ihm gänzlich. Am Abend vor der Abfahrt des Schiffes nach Holland begab er sich nach dem Hafen und ging still betend auf dem steinernen Uferdamm, vor welchem das Schiff lag, auf und ab. Da trat ein Herr zu ihm heran und fragte ihn, ob er mit dem bereitliegenden Schiff wohl morgen nach Holland abzureisen gedächte. Es war einer der Brüder, den Meyer öfter in den Versammlungen gesehen. Meyer entgegnete: „So der

Herr will, werde ich morgen nach der Schweiz abreisen.“ Als der Herr auf seine Frage auch erfuhr, daß Meyer noch keinen Platz auf dem Schiffe belegt hatte, ergriff er Meyer am Arm, ging mit ihm an die Kasse, bezahlte das Fahrgeld, gab dem staunenden Bruder noch eine weitere Summe und verabschiedete sich.

Voll fröhlicher Gewißheit, daß der Herr Gnade zu seiner Reise gegeben, machte Meyer sich auf den Weg, und nach wenigen Tagen kam er wohlbehalten bei den Freunden in der Schweiz an. Nach vielen inneren Kämpfen reichte dort eine fromme Jungfrau, Susanne Senn, die bis dahin Erzieherin bei drei Kindern gewesen, ihm die Hand zur Ehe.*

Sie wurden in Zofingen getraut, und es stand Meyer diese Gehilfin unter unzähligen und unbeschreiblichen Leiden bis zu seinem Tode wie eine Heldin zur Seite. Sie reisten sofort nach England ab ohne irgend welche Zurüstungen. „Zwar war ich reichlich mit Kleidern aller Art versehen, aber mein Mann gestattete mir nicht mehr als dringend nötig war, mitzunehmen,“ schreibt Frau Meyer. Sie kamen glücklich in London an und reisten nach drei Wochen, die sie auf das Schiff warten mußten, ab, von den Brüdern reichlich mit allem versehen, was an Kleidern für ein tropisches Klima und an Ausrüstung für die Seereise nötig war.

Nach 53 tägiger Fahrt war die Küste von Demerara erreicht. Am Neujahrstage 1840, als eben die Sonne aufging, lag die Stadt Georgetown vor den Augen der Reisenden. Meyer aber und seine Gattin beugten in der stillen Kabine noch einmal ihre Kniee vor dem Gott der Ewigkeiten, dem Könige der Zeitalter, dem einst alle Nationen dienen werden, und konnten in ganz besonderem Sinne flehen:

* Nach Dr. Albert Ostertag, welcher im „Evangel. Missions-Magazin“ (1858 und 1859) Meyers Leben und Arbeit zuerst beschrieben hat. Hiernach ist auch J. Meyers Leben geschildert im „Missions- und Heidenboten“, Neunkirchen; Jahrgang 1884—85.

„Hilf, Herr Jesu, laß gelingen!
Hilf, ein neues Jahr geht an.“

2. Unter den Negern.

Am Neujahrstage 1840 also landete Meyer mit seiner Gattin in Georgetown (zu deutsch Georgsstadt), der Hauptstadt von Britisch-Guayana, um hier nach der so eigenartigen Vorbereitung, die er für den Missionsberuf durchgemacht hatte, nun zuerst in die praktische Arbeit, in den Dienst am Evangelium unter den Negern einzutreten.

Bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein war das Land, das erst seit dem Jahre 1803 den Engländern gehört, von afrikanischen Negerflaven, mit denen ein ausgebehnter Handel getrieben wurde, bebaut worden, und der Fluch der Sklaverei lagerte auf den äußerlich so reichgesegneten und blühenden Pflanzungen der etwa 130 europäischen Plantagenbesitzer mit ihren etwa 70 000 Negerflaven. Aber wie in den anderen englischen Kolonien, so machten auch in Britisch-Guayana die ersten Jahrzehnte des verflossenen Jahrhunderts, dank der unermüdlichen Anstrengungen des edlen Sklavensfreundes Wilberforce, der elenden Sklaverei nach und nach ein Ende. Und mit dem 1. August 1838 war für alle Sklaven in den englischen Besizungen der Tag der vollen Freiheit angebrochen. Viele blieben aber als freiwillige Bohnarbeiter bei ihren früheren Herren. Andere gründeten sich nun ein eigenes Heim. Manche zogen in ihre Heimat zurück; ein großer Teil der Freigelassenen aber wollte ohne Zwang nicht mehr arbeiten. Diese versanken allgemach in ein liederliches Leben, so daß sie eine wahre Plage für die Kolonie wurden.

Als Meyer den Boden von Britisch-Guayana betrat, waren noch immer gegen 50 000 Neger an der Küste vorhanden, die äußerlich zwar frei, aber vor Gott noch Sklaven der Sünde waren, denen jedoch ungestört das Evangelium von Jesu gebracht werden durfte.

Meyers erstes Arbeitsfeld war das Negerdorf Craig.

Täglich unterhielt sich Meyer mit den Schwarzen, suchte sie auf in den Hütten, bei der Arbeit, redete mit einzelnen und sprach zu ihnen in Gruppen und Kreisen, sammelte sie und verkündigte ihnen Gottes Gnade und Wahrheit und Sein großes Heil in Jesu, Seinem Sohne. Schon hatte einige Zeit hier ein junger Missionar gearbeitet. Gott hatte aber Meyer eine besondere Gabe verliehen, nicht nur die Gewissen der Unbekehrten zu erschüttern, sondern auch das volle Heil in Christo den bekümmerten Seelen, die sich nach Ruhe und Frieden sehnten, zu verkündigen. Und der Herr legte Seinen Segen auf die treue Arbeit; denn manches Herz fand bald Frieden in Jesu. Sonntag nachmittags predigte Meyer auf einer benachbarten Plantage. Auch hier gab der Herr offene Ohren und Herzen, so daß der treue Mann Tag für Tag bis in die Nacht hinein für seinen Herrn arbeiten durfte. Neben dem Dienst an einzelnen Seelen und der Predigt des Wortes hielt er auf jener Plantage jeden Tag morgens und nachmittags Schule mit einer großen Anzahl von schwarzen Kindern. Anfangs pflegte er den Weg, trotz der glühenden Sonnenhitze, hin und zurück zu Fuß zu machen, denn es wurde seiner Natur schwer, sich irgend eine Bequemlichkeit oder Erleichterung in dem Dienst für den Herrn zu gestatten. Später machte er den Weg zu Pferd, als er seine Gesundheit durch die ungewohnten Anstrengungen in der Sonnenhitze ernstlich gefährdet sah. Nur der Samstagnachmittag blieb ihm übrig zu Ausflügen in die Umgegend. Da wanderte er ein gutes Stück den Fluß hinauf, rief die Leute auf freiem Felde oder in irgend eine Hegerhütte zusammen und redete mit ihnen von der Gnade Gottes in Jesu Christo. Gar freundlich und treu bekannte sich der Herr zu dem ausgestreuten Samen. Schon bald gab es denn auch hin und her zerstreute kleine Häuflein von Gläubigen, die sich als Glieder Christi untereinander erbauten, wie Gottes Wort es uns sagt (1. Thess. 5, 11; Röm. 15, 14. u. a. m.) und, so oft sie konnten, die Versammlungen an Meyers Wohnort aufsuchten. Sie verharrten in der Lehre der Apostel, in der Gemeinschaft, im Brechen des Brotes und in den Gebeten. (Apostg. 2, 42.) Fünf

Monate war Br. Meyer unter seinen Negern zu Craig und Umgegend tätig. Da stellte sich bei ihm ein heftiges Kopf-
leiden ein; er hatte seine Kräfte überschätzt und zu viel getan.
Bald lag er an einem hitzigen Fieber gefährlich danieder.
Der herbeigerufene Arzt stand hoffnungslos an dem Kranken-
bette, ein zweiter, den ein Bruder mitgebracht, war ebenfalls
ratlos. Meyer lag in wilden Fieberphantasien da. Während
dessen lag Frau Meyer mit Br. Strong auf den Knien im
Nebenzimmer, um die Hilfe des großen Arztes und Retters
anzurufen. Und Er ließ sich finden. Als sie von den Knien
aufstanden, war die Macht der Krankheit gebrochen. Schnell
erholte sich Meyer und konnte nach wenigen Wochen in seine
Arbeit zurückkehren. Doch nun kam die Rechnung des Arztes
mit etwa 20 Mark. Woher das Geld nehmen? Meyer be-
zog kein Gehalt, hatte kein Vermögen und wollte, ja durfte,
in seinem Gewissen gebunden, niemand um Hilfe ansprechen.
— Aber seinem Gott und Vater durfte er seine Not kund
werden lassen; und das tat er in Gemeinschaft mit seiner
treuen Gefährtin. Und so, ohne daß auch nur jemand von
seiner Not gehört, legten die schwarzen Brüder freiwillig Geld
zusammen und brachten es ihrem Missionar, gerade so viel,
als die Rechnung des Arztes betrug. Dankbaren Herzens,
gestärkt in seinem Glauben, sandte Meyer die Summe ab und
hörte nun auch zu seiner Freude, daß der andere Arzt
jede Bezahlung, die ihm angeboten, freundlich abge-
lehnt habe.

Die nächste Zeit brachte eine sehr erquickende Abwechslung
dadurch, daß ein Mitarbeiter im Werke des Herrn zu
Besuch kam und Meyer den Vorschlag machte, eine Missions-
reise den Demerarafluß hinauf zu machen, welchen Vorschlag
die Geschwister Meyer mit großer Freude annahmen. In
einem größeren Boote mit schwarzen Rudern wurde ab-
gefahren, und in jedem Dörflein, durch das sie kamen, wenn
sich auch nur etliche Menschen zusammefanden, predigten die
beiden Brüder abwechselnd den Negern, welche sie mit großer
Freundlichkeit aufnahmen und nach Kräften für ihre leiblichen
Bedürfnisse sorgten. „Der Herr gab große Kraft und reichen

Segen zu Seinem Worte," schreibt Frau Meyer. An Leib und Seele gestärkt und erfrischt kamen die Geschwister endlich voll Lob und Dank wieder auf ihrer Station Craig an. Die Eindrücke, die sie mit brachten, waren, was die Ausbreitung des Evangeliums anbelangt, sehr ermutigend. Ueberall hatten sie offene Türen gefunden; selbst Plantagenbesitzer und Aufseher, welche für sich dem Evangelium sonst nicht freundlich zugetan waren, gaben doch allen ihren Untergebenen die Erlaubnis, der Predigt beizuwohnen.

Aber noch in einer besonderen Weise war diese Reise für die weitere Führung der Geschw. Meyer bedeutsam. Einige Male nämlich sahen sie, nicht weit von ihrem Aufenthaltsorte weg, einige Rothhäute, Indianer, über den Fluß sehen. Der Anblick dieser armen Kinder der Wildnis, die noch nichts von dem Namen und der Liebe Jesu wußten, erfüllte unseren Meyer mit tiefem Mitleiden und innigem Erbarmen; er konnte sie nicht wieder vergessen, und der Gedanke, zu ihnen zu gehen und sein Leben für ihre Seelen zu opfern, fing damals an, in seinem Herzen Raum zu gewinnen. Er verschloß jedoch diese Eindrücke und Gedanken in sein Inneres und wartete unter Gebet auf eine deutliche Weisung von seinem Gott.

Meyers Gesundheit hatte unter den Anstrengungen des aufreibenden Berufs in Craig so gelitten, daß man bei einer Brüderversammlung in Petershall (unterhalb Craig) in ihn drang, einige Wochen an die Seeküste zu gehen. Meyer gab endlich nach, wollte aber noch einmal nach Craig zurückkehren, um dort alles für die Zeit seiner Abwesenheit zu ordnen. Das geschah und nun siedelten die Geschwister nach einem an der Küste gelegenen Orte namens Viktoria über, nachdem sie auf der Reise nach Craig vor Mörderhänden von Gott wunderbar bewahrt worden waren. Noch ein Vorfall in Craig sei hier erzählt; wir geben ihn mit Frau Meyers eigenen Worten: „Wir litten in der ersten Zeit Mangel an gutem Wasser. Wir hatten nichts als einen kleinen Teich mit stehendem Wasser hinter dem Hause, das uns zum Kochen diente; aber derselbe wimmelte von großen Fröschen, und oft sahen

wir Schlangen daraus trinken. Der Fluß hatte so nahe an der Küste nur salziges Wasser. Eines Tages litt ich furchtbar an Durst. Meinem Mann ging das so zu Herzen, daß er beschloß, in einem Seitenflüßchen, das eine gute Strecke den Fluß hinauf lag, frisches Wasser zu holen. Er fuhr mit einem schwarzen Knaben und einem Regensfaß in einem Boot ab. Ich saß unter meinen schwarzen Schulkindern und unterrichtete sie. Mit einem Male kam eine solche Angst um meinen Mann über mich, daß ich es nicht mehr bei den Kindern aushielt. Ich hatte die volle Gewißheit, daß er mit dem Tode kämpfe. Ich eilte in ein anderes Zimmer und schüttete in unaussprechlicher Angst mein Herz vor dem Herrn aus. Er hörte mein Schreien und schenkte mir die Versicherung der Erhörung; denn bald fühlte ich wieder vollen Frieden und stille Ruhe in meinem Gemüte, so daß ich zu meinen Kindern zurückkehren konnte. Mein Mann kam nach einer Stunde in die Wohnung zurück und seine ganz durchnäßte Kleidung bestätigte die Wahrheit meiner Ahnung. Das kleine Boot war umgeschlagen, mein Mann und der Knabe rangen eine Zeit lang mit den Wellen; sie waren dem Ertrinken nahe, da sie beide nicht schwimmen konnten, als der Herr in diesem furchtbaren Augenblicke einige Männer ans Ufer sandte, die Hilfe brachten. — Ach, wie groß und herrlich wurde uns da wieder der Herr, der ein schneller Helfer ist in der Not und die Gebete der Seinen wunderbar erhört.“

In Viktoria gründete Meyer sogleich eine zweite Schule, hielt Sonntags- und Wochensammlungen, richtete Gebetsstunden ein und ging den einzelnen Seelen in großer Liebe und Treue nach. Der Gedanke an Schonung seiner selbst war ihm überhaupt stets ein, fast möchten wir sagen, schrecklicher Gedanke. „Ueber dem Beruf zu sterben, Seelen für das Lamm zu werben,“ das war sein einziges Begehren. Frau Meyer war ihrem Manne eine treue Gehilfin in der Arbeit, sie beschäftigte sich täglich einige Stunden mit den Frauen und Kindern, lehrte sie Handarbeiten und häusliche Geschäfte verrichten, brachte ihnen Gottes Wort, besuchte Alte und Kranke, und vor allem war sie allein und mit ihrem Manne eine treue Beterin.

O, teurer Leser, liegt nicht etwas tief Beschämendes und Niederbeugendes, aber auch Ermunterndes und Erhebendes in dem Beispiel treuer Zeugen und Knechte und Mägde des Herrn, die, ohne irgend welche Rücksicht auf ihre Bequemlichkeit und Annehmlichkeit, selbst auf ihre Gesundheit zu kennen, nur von dem einen Drang beseelt sind, für ihren Heiland zu arbeiten! Sie werden gedrängt von Seiner Liebe und von dem göttlichen Ernst oder „Muß“, von dem wir unseren Herrn reden hören: „Ich muß die Werke Dessen wirken, der mich gesandt hat, so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.“ (Joh. 9, 4.)

Meyer schon von Natur ein Mann des zähen durchsetzenden Willens, war, seitdem er ein Eigentum des Herrn geworden und nun in Seiner Arbeit stand, nur von dem einen Verlangen beseelt, den Verlorenen nachzugehen. Sein Leben achtete er nicht mehr teuer, es hatte nur noch den einen Zweck, Sünder zu Jesu zu führen, Seelen zu retten und den Geliebten des Herrn zu dienen. Unermüdtlich arbeitete er denn auch auf seinem neuen Arbeitsfelde, in Viktoria, unter der glühenden Sonnenhitze Guyanas; doch bald brach seine Kraft zusammen. Er kam durch ein Nervenfieber an den Rand des Grabes. Aber auch diesmal wurde der Knecht des Herrn wieder hergestellt und wollte sich schon von neuem anschicken, mit der alten Energie in seine Arbeit zurückzukehren, als nun doch seine Freunde vereint ihm in den Weg traten. Sie nötigten ihn, so schnell als möglich für einige Zeit oder für immer die Küste Guyanas zu verlassen. Die schwarzen Brüder legten das zur Reise nötige Geld zusammen. Meyer wurde es sehr schwer, seine Arbeit zu verlassen, doch gab er endlich dem Bitten der Freunde nach. Seine Frau sollte vorläufig in Petershall bleiben, bis Br. Meyer einen geeigneten Wirkungskreis in Nordamerika gefunden habe.

So reiste der Knecht Gottes, begleitet von den Segenswünschen der weißen und schwarzen Brüder von Petershall, Craig und Viktoria, nach Nordamerika. Sieben Monate war er fort. Da trat er eines Morgens ganz unverhofft und plötzlich in Petershall ins Zimmer. Von allen Briefen, die

seine Frau ihm in der Zeit seiner Abwesenheit geschrieben, war kein einziger in seine Hände gekommen. So hatte er in ernstester Sorge um die Seinen und um das Werk sich kurz entschlossen auf den Rückweg gemacht.

Das Werk an der Küste Guayanas hatte sich inzwischen immer mehr ausgedehnt, und die Neger, die über das plötzliche Erscheinen des von ihnen so sehr geliebten Bruders hoch erfreut waren, ermunterten Meyer zum Bleiben, da sein Aussehen ein sehr gutes war. Meyer selbst schien es klar, daß der Herr ihm neue Arbeit unter den Schwarzen gegeben habe und kehrte nach Viktoria zurück, wo er die Schule mit anfangs 45, später mit nocheinmal so viel Schülern hielt. Sonntags richtete er eine besondere Art Sonntagschule ein, in welcher auch die älteren unter seinen Gemeindemitgliedern Gelegenheit finden sollten, mit ihm das Wort Gottes zu lesen. O, das war eine Freude, wenn es nun endlich so einem alten, grau gewordenen Neger oder einer Negerin nach mühevолlem Lernen gelang, einen Bibelspruch im Neuen Testament allein zu lesen, da glitt ein Strahl ganz besonderer Freude über das Antlitz des Schülers, wie des Lehrers. So ging ein Jahr schnell und glücklich dahin. Meyers Gesundheit fing wieder zu wanken an. Da kamen zwei Mitarbeiter aus England an, von denen einer ihm zur Seite trat, so daß es ihm vergönnt war, das herrliche Evangelium von Jesu noch weiter hinaus zu tragen. Das führte Meyer zu einer stark bevölkerten Neger-Niederlassung Oranien-Nassau, vier Stunden von Viktoria entfernt, wo der Herr Sein teures Wort durch den Mund unsres Freundes reichlich segnete, so daß dieser sich entschloß, zu ihnen überzusiedeln. „Es war wunderbar“ schreibt Frau Meyer, „wie uns der Herr an diesem Orte durchhalf. Mein Mann kam als ein Fremdling dahin, ohne eine einzige Seele zu kennen. Wir baten nie jemand um irgend etwas, sondern schütteten alle unsere Sorgen stets nur vor unserem Gott und Vater aus, und es war erstaunlich, was für Werkzeuge Er oft gebrauchte, um unsere Bedürfnisse zu stillen. Eines Tages, als wir weder Geld noch Lebensmittel im Hause hatten, kam eine arme, schwarze Schwester aus Viktoria und

brachte mir ein Quantum Kaffeebohnen. Es war dies ihr Lohn gewesen, den sie für eine Tagesarbeit auf einer Kaffee-
pflanzung empfangen hatte. Als ich nun den Kaffee röstete,
sah ich etwas in der Pfanne glänzen; es war eine kleine Geld-
münze, etwa im Wert eines halben Franken (40 Pf.), die
gerade hinreichte, um für den Abend Brot zu kaufen. So
gnädig versorgte uns der Herr in der Stunde der Not. Ach,
es ist eine große Seligkeit, allein von Gottes Fürsorge ab-
zuhängen, obgleich dies manchen Glaubenskampf und wohl
auch viel Verachtung von seiten der Welt mit sich bringt,
selbst von seiten mancher Christen.“

Inzwischen war eine ansteckende Krankheit auf der Pflan-
zung ausgebrochen und die Mehrzahl der Bewohner wandte
sich an einen entfernt wohnenden Arzt mit der Bitte, sich bei
ihnen niederzulassen. Derselbe ließ sich unter der Bedingung
dazu bereit finden, wenn ihm Meyers Wohnhaus eingeräumt
würde. So hatte Meyer binnen eines Monats das Haus
zu räumen. „Drei Tage vor Ablauf der Frist wußten wir
noch nicht, wohin wir gehen sollten,“ schreibt Frau Meyer.
„Die geliebten Geschwister von Viktoria baten uns, zu ihnen
zurückzukehren, aber meinen Mann zog es immer dahin, wo
der härteste Boden und die schwerste Arbeit war. Wir schrieen
zum Herrn um Licht und Weisung. Da kam von zwei Seiten
her eine ganz unerwartete Antwort. Die eine kam in Form
einer Gabe von den Brüdern in Viktoria im Wert von
600 Mark in deutschem Gelde, wofür wir uns in Oranien-
Nassau eine eigene Wohnung bauen sollten. Die andere Ant-
wort kam in Form einer Bitte aus weiter Ferne vom Fluß
Essequibo, dem größten der vier Flüsse von Britisch-Guayana,
von einem Freunde, welcher meinen Mann ersuchte, zu ihm
hinauf zu kommen — an den oberen Lauf des Flusses —
um dort, wo es schon eine Anzahl bekehrter Neger gab, die
aber ohne Pflege waren, diesen zu dienen, und um ferner in
jenen Gegenden, wo es noch an Boten des Herrn fehlte, das
Evangelium Gottes auszubreiten. Die Wahl wurde uns nicht
schwer. Wir nahmen die Bitte an und überwiesen den
Brüdern am Ort die gesandte Gabe zur Errichtung einer

Wohnung für einen Arbeiter, den der Herr ihnen gewiß senden werde.“ — So siedelten Br. Meyer und seine Gattin in der Ueberzeugung, daß der Herr sie weiterführen wolle, nach den Plantagen am Flusse Essequibo über.

3. Unter den Indianern.

Gott hatte die Arbeit Seines Knechtes unter den Schwarzen in Oranien-Nassau, wie auch in Craig in Gnaden reich gesegnet. Viele Neger, die längst frei waren von den Ketten menschlicher Sklaverei, aber noch ohne Gott und ohne Hoffnung in ihren Sünden dahingelebt hatten, waren nun frei geworden durch den Sohn Gottes. Sie dienten nun Gott und konnten Ihn anbeten im Geist und in Wahrheit und ihren Herrn und Heiland aus dem Himmel erwarten. Auch jetzt auf der neuen Plantage war Meyers Arbeit zunächst wieder unter den Negern. Aber der Herr wollte Seinen Diener hinfort unter den Indianern verwenden, wollte durch seinen Dienst auch aus den Kindern der Wildnis Kinder Gottes werben und aus ihnen Miterben Seiner Herrlichkeit schaffen. Es wurde früher schon berichtet, wie Meyer einmal auf seinen Reisen die ersten aus diesen Kindern der Wildnis flüchtigen Fußes an seinem Blicke vorüberziehen sah. Damals schon und so oft er dann wieder mit einem oder einigen dieser rotfarbigen Waldbewohner zusammentraf, leuchtete es jedesmal in seinem Auge ahnungsvoll auf, und sein Herz schlug höher, so oft er Gliedern des unglücklichen Indianervolkes begegnete. „Sie entchwanden zwar,“ sagt Dr. Ostertag darüber, „seinem Auge immer wieder; aber Tag und Nacht unvergessen lag in unseres Freundes Gemüt das Bild des roten Indianers. Er konnte keine Ruhe finden, bis der Weg zu den roten Leuten gefunden war.“

Wir können uns vorstellen, mit welcher hoher Freude Meyer die Kunde vernahm, daß nicht unweit seines neuen Arbeitsfeldes Indianer-Niederlassungen in den Wäldern zu finden seien. Doch ehe wir den Knecht Gottes in seine neue Arbeit

begleiten, und ehe wir berichten, wie Gott ihm den Weg dazu gebahnt hat, möge hier noch ein kurzes Wort Platz finden aus dem Munde des teuren Missionars Strong von Petershall, dessen Mitarbeiter in dem Werke unter den Negern Meyer mehrere Jahre war, über die Persönlichkeit unseres Bruders und die Art seiner Arbeit auf dem bisherigen Felde seiner Wirksamkeit. „Unser entschlafener Bruder,“ so sagt Missionar Strong in seinen „Erinnerungen“* nach Meyers Heimgang, „war ein Mann von großer, geistiger Kraft und besonderer Begabung zur Erlernung von Sprachen.“ Dieses Zeugnis ist merkwürdig, da wir wissen, welche Mühe ihm die Aneignung fremder Sprachen, sowohl in Basel, wie in London machte. Wir gehen nicht irre, wenn wir annehmen, daß seine brennende Liebe zu den Seelen, denen er die rettende Botschaft zu bringen wünschte, ihm der Schlüssel zur Erlernung der doch so schwierigen Sprachen geworden ist, deren er zur Verkündigung des Evangeliums bedurfte. — „Er war ungewöhnlich belesen im Worte Gottes,“ fährt Strong fort, „daß ihm der alleinige Wegweiser war für all sein Glauben und Handeln, die Fundgrube aller Schätze und das Zeughaus, aus dem er alle seine Waffen für den ihm verordneten Kampf zu holen gewohnt war. Aber was ihn vor allem auszeichnete, und was überschwenglich alle seine Mängel und Gebrechen bis an sein Ende ausglich, das war sein ununterbrochenes Leben von und in jener Liebe, die ihn selbst als einen verlorenen Sünder gerettet und selig gemacht, sein nie wankender Glaube an das Wort Gottes und die Verheißungen unseres anbetungswürdigen Erlösers, sein brennendes Verlangen, das Zeugnis von der rettenden Sünderliebe Gottes auch anderen zu bringen, und seine überschwengliche Freude, wenn arme Sünder seine Friedensbotschaft zur ewigen Seligkeit aufnahmen . . . Seine besondere Gabe bestand in dem Zeugnis von der Liebe Gottes zu der verlorenen Welt, in der Predigt von der freien und unbedingten Vergebungsgnade im Blute

* „Gospel Reminiscences in the West Indies“ by Leonard Strong, London, Nisbet & Co.

des Lammes Gottes, und wo er immer predigte, da war die Hand des Herrn segnend mit ihm."

Mit demselben Drang der Liebe, der ihn in dem Werk unter den Negern beseelt und dort schon in seiner Körperkraft schier aufzureiben gedroht hatte, trat Meyer nun in seine neue Arbeit ein. Tamoth Manor war der Name der großen Negers-plantage, die zunächst das neue Heim unseres Bruders und seiner kleinen Familie werden sollte. Nicht weit von jener Plantage befand sich mitten in den Wildnissen des Urwalds an den Ufern eines kleinen Sees das nächste Indianerlager. Meyer benutzte den ersten günstigen Tag, zu den Indianern zu eilen. Auf's herzlichste wurde er von ihnen aufgenommen. Da sie etwas Englisch verstanden, so konnte er unter ihnen sogleich seinen Mund öffnen und ihnen das verkünden, was sein ganzes Herz bewegte, die wunderbare Liebe Gottes zu der verlorenen Sünderwelt. Den ganzen Tag verweilte er in ihrer Mitte. Zunächst lud Meyer die Indianer ein, Sonntags in sein Haus und seine Schule auf der Plantage zu kommen. Die Zahl der Kommenden stieg schnell bis auf fünfzig; und je länger je mehr erkannte er, daß der Herr ihm hier seine Arbeit angewiesen habe. Sein Hauptaugenmerk war darum zunächst auf die Erlernung der Indianersprache gerichtet. Er ließ sich durch die Schwierigkeit seiner Aufgabe nicht zurückschrecken, und wirklich konnte er sich in unglaublich kurzer Zeit mit den Indianern unterhalten und ihnen die großen Taten Gottes in ihrer eigenen Sprache verkündigen. Aber der wackere Knecht des Herrn war mit der Arbeit in ihrer jetzigen Ausdehnung nicht zufrieden, die Liebe zu den Rothhäuten trieb ihn, weiterzugehen. Er wollte auch denen das Wort bringen, welche nicht zu ihm kamen. So machte er sich denn regelmäßig auf den Weg, die Indianer der einzelnen Stämme auf ihren entlegenen Lagerplätzen aufzusuchen. So stand Meyer bald da bald dort mitten unter den Kindern der Wildnis und verkündigte ihnen das teure Evangelium von Jesu. Aber auch den einzelnen Seelen ging Meyer in erbarmender Liebe nach, ohne auf sich und seine Unannehmlichkeit auch nur die geringste Rücksicht zu nehmen.

Ein einziges Beispiel kann das zeigen: Unter den Knaben und Jünglingen, die Meyer anvertraut und mit großer Liebe ihm zugetan waren, befand sich ein fünfzehnjähriger Junge, namens Kornelius. Eines Abends nun, als die Zeit zum Schlafengehen kam, wurde derselbe vermißt. Man suchte überall, aber vergebens. Endlich bekannte einer der Knaben, daß ein leichtfertiger Neger von einer entfernten Plantage gekommen sei, um Kornelius zum Tanz abzuholen. Meyer war eben von einer Wanderung in großer Erschöpfung nach Hause gekommen; seine Füße waren so wund und geschwollen, daß er keine Schuhe ertragen konnte. Die Nacht war finster, der Weg ungebahnt und an vielen Stellen von Sümpfen unterbrochen. Aber ohne sich zu besinnen, brach der Hirte auf, sein Lamm zu suchen. Barfuß und unter unsäglichen Schmerzen eilte er nach der fernen Plantage, fand dort seinen armen Kornelius und kam lange nach Mitternacht mit der geretteten Beute auf Lamoth Manor wieder an. Die Frucht dieser treuen, selbstverleugnenden Arbeit blieb nicht aus. Manche der Indianer legten deutliche Spuren von einer beginnenden Herzens- und Sinnesänderung an den Tag. Gott hatte Sein Wort an den teuren Seelen gesegnet. Immer entschiedener richtete sich Meyers Sinn auf die ausschließliche Arbeit unter den roten Leuten, für die sein ganzes Herz brannte. Doch wollte er aus seiner bisherigen Arbeit auf den Neger-Plantagen nicht eher austreten, als bis er sähe, daß der Herr ihn weiter ziehen hieße. Da kam ihm das Zeichen zum Ausbruch in der allerschmerzlichsten Weise. Die so reich gesegnete Wirksamkeit des einfachen Br. Meyer, der ohne Komitee, ohne Missionsgesellschaft, nur in Abhängigkeit vom Herrn seine Arbeit tat, zu der Er, der Herr der Ernte, Seinen Knecht selbst berufen und ausgerüstet hatte, erregte die Eifersucht eines „Geistlichen“ der englischen Staatskirche. Derselbe suchte nun mit allen Mitteln das Werk zu unterdrücken und zu hemmen. Selbst bis zu den Lagerplätzen der Arawacken, so hieß jener Stamm der Indianer, welcher damals noch etwa 2000 an der Zahl, in kleine Gruppen zerteilt durch das nordwestliche Südamerika hin zerstreut war, gingen seine feindlichen Bemühungen.

Mit schweren Verdächtigungen gegen Meyer und allerlei Versprechungen, die auf die Eitelkeit des Volkes berechnet waren, versuchte jener Mann die erweckten und angefaßten Seelen von ihrem bisherigen Hirten abzuwenden und in seine Netze zu ziehen. „Der Mann, der nie zuvor an jene armen Indianer gedacht, um deren Rettung sich doch mein seliger Mann mit so saurem Schweiß und viel heißem Flehen gemüht hatte, er kam nun, um das gesegnete Werk zu zerstören,“ ruft Frau Meyer in tiefem Schmerze darüber aus. Die Früchte der bösen Saat, welche dieser unglückselige „Amtsträger“ ausgesät, gingen nur zu bald auf. Der Schlag war für Meyers tiefführendes Herz zu schwer. Er nahm aber an, daß der Herr ihn weiterziehen heiße, so zog er denn weg von hier, weit weg in die inneren Wälder zu seinen geliebten Indianern.

Zuvörderst galt es, eine Erkundungsreise zu unternehmen. Meyer ließ seine Frau und seine beiden Töchterchen bei den Freunden in Lamoth Manor, packte etwas Wäsche, seine Bibel und sein arawakisches Wörterbuch in eine Blechbüchse, die er über die Schulter hängen konnte und machte sich so auf den Weg in das Land, das, wie er fest überzeugt war, der Herr zeigen würde. Er besuchte zuerst noch einmal die Geschwister an der Küste und brach dann am 3. November 1843 mit Aveline, einem anderen Knechte des Herrn, in einem Boote auf. Sie fuhren den Demerara hinauf. Etwa 35 Stunden oberhalb der Mündung setzten die beiden Männer ihre Wanderung in die Savannen (Steppen) und durch dieselben fort, um die dort zerstreut liegenden kleinen Indianer-Niederlassungen zu besuchen. Die Bereitwilligkeit und Begierde, mit der diese sonst so stumpfen Arawacken meist das Evangelium hörten, war merkwürdig. Meyer wäre gern gleich hier geblieben; allein Br. Aveline drängte zur Rückkehr. Da bat denn Meyer, ihn noch länger allein unter seinen Indianern zu lassen. „Dieser eine Zug,“ sagt Dr. Ostertag, „läßt uns einen tiefen Blick tun in die Tiefe und Innigkeit der erbarmenden Liebe, mit der er in der Ähnlichkeit seines Meisters den Verlorenen nachging. Die Zahl der Arawacken,

die auf jener Niederlassung beisammen waren, betrug nicht mehr als zwanzig. Aber Meyer sah nicht ihre geringe Zahl, nicht ihre Armut und fast tierische Stumpfsheit an; er dachte nur an ihre unsterblichen Seelen, an den teuren und großen Kaufpreis, mit dem auch sie von dem Sohne Gottes erworben waren. Die zwanzig armen Urawacken mitten in dem brennenden Sande der Savannen waren in Meyers Augen ebenso sehr des größten Opfers der Liebe wert, als die Millionen hochgebildeter Hindus und Chinesen.“

Nachdem Meyer noch einige Zeit jene Indianer täglich in dem Wege des Heils unterwiesen hatte, ließ er sich zu anderen näher oder entfernter liegenden Lagern der Eingeborenen führen, in denen er überall, wen er irgend erreichen konnte, etliche Tage um sich sammelte und den Hörenden den Rat Gottes zu ihrer Seligkeit darlegte. So kam er von Niederlassung zu Niederlassung immer weiter ostwärts, durch Wälder, Sümpfe und Savannen, bis er endlich in dem Indianerdorfe Kumaake anlangte. Hier war eben ein großes Heidenfest gefeiert worden, zu dem sich aus der weiten Umgegend viele Indianer gesammelt hatten. An dem Tage, wo Meyer ankam, wollte man nach Beendigung des Festes noch einen Fasttag halten, ehe die verschiedenen auswärtigen Festteilnehmer in ihre Heimatdörfer zurückkehrten. Sofort nach seiner Ankunft begab sich Meyer, ungeachtet der großen Erschöpfung und Müdigkeit, die er empfand, mitten unter den Indianerhaufen, und wandte sich an einen der Häuptlinge mit den Worten: „Ich bin zu euch gekommen mit einer Botschaft Gottes; ich habe den Auftrag, euch zu erklären, daß der große Gott euch liebt. Zwar seid ihr überaus sündig vor Ihm, aber Gott hat Seinen Sohn für euch dahingegeben, damit Er für eure Sünden sterbe. Derselbe ist aber wieder auferstanden von den Toten und hat nun Sein Himmelreich für alle diejenigen weit aufgetan, welche vor Ihm ihre Sünden beweinen und bekennen und an Ihn glauben, Ihn anrufen, daß Er sie durch Sein vergoffenes Veröhnungsblut von ihren Sünden reinige.“

Der Indianerhäuptling erhob sich, machte bei allen An-

wesenden die Kunde und wiederholte, was Meyer geredet hatte. Jetzt drängten sich alle um den Boten des großen Gottes, ihm die Hand zu bieten und brachten sogar ihre Kinder zu ihm, daß sie ihm die Hand reichten. Meyer redete nun noch mehr zu ihnen von Jesu, und es wurde ihm immer klarer, daß Kumaake der Ort sei, wo der Herr ihm seine nächste Arbeit angewiesen. So entschloß er sich denn, in Kumaake seinen Wohnsitz aufzuschlagen und zu dem Zwecke seine Frau und Kinder von der Küste hierherzuholen.

Die weite Reise zur Küste war, zumal unser Bruder fast ohne Barschaft war, mit großen Schwierigkeiten verbunden; doch der Herr half hindurch. Wir wollen nur ein Erlebnis auf dieser Reise hier erzählen. Von einer Plantage aus wurde ihm eines Tages ein Waldpfad gewiesen, der zur nächsten Holzplantage führte, die etwa eine Stunde entfernt lag. Meyer verirrte sich vollständig in dem dunklen Urwalde. Eine Stunde um die andere wanderte er fort, bis er beim Einbruch der Nacht nicht mehr weiter konnte. In tiefer Erschöpfung hing er seine Hängematte an zwei Bäumen auf, legte sich hinein, nachdem er sich dem Schutze des Herrn und Seiner Gnade befohlen hatte und schlief ruhig ein. Am nächsten Morgen flehte er dringender als je um die Leitung des Herrn und setzte dann hungrig und durstig, aber dennoch getrost seine Wanderung fort. Aber er wußte buchstäblich nicht, wohin er ging. Im Laufe des Nachmittags ließ ihn der Herr zwei wilde Ananas finden, sowie etliche Waldbeeren, an denen er seinen brennenden Durst stillte. Abermals brachen die dunklen Schatten der Nacht über ihn herein. Auf's neue band er seine Hängematte an die Bäume, befahl sich dem Herrn, der ihm Gut und Treue zugesagt, und schlief bis an den Morgen. Der dritte Tag brach an; Meyer schrie zu seinem Gott, er möchte ihn nicht auf diese Weise im Walde sterben lassen, damit nicht sein Tod anderen zur Entmutigung gereiche oder sie glauben mache, sein Liebesgang zu den Indianern sei nicht vom Herrn und nicht nach Seinem Willen gewesen. Dann brach er auf's neue auf, todesmatt und müde wie er war. Schon war die Mittagsstunde vorüber und Meyer vermochte

kaum noch, sich weiter zu schleppen; siehe, da hellt sich das Waldbedicht plötzlich auf, und er tritt hinaus ins Freie. Er befand sich am Ufer eines kleinen Baches und nahm zu gleicher Zeit frische Spuren menschlicher Fußtritte und die erloschenen Ueberreste eines Feuers wahr. Unfähig, weiter zu gehen, beschloß er, hier zu bleiben, damit, wenn er hier sterben sollte, doch seine Leiche hier einmal könnte gefunden werden. Dann nahm er seine Briestafche heraus, schrieb in kurzen Umrissen alles nieder, was ihm seit Br. Abelines Abreise begegnet war, bezeugte seinen festen Glauben an den Heiland, der ihn mit Seinem Blute erkaufte und erlöst habe und gab etliche Anweisungen, wohin von dem Finder all seine Papiere und Habseligkeiten gebracht werden sollten. Dann schlang er seine Hängematte um die Bäume, legte sich, obwohl zum Tode erschöpft, dennoch selig in seinem Gott nieder und schlief fest und süß bis an den frühen Morgen. Den ganzen folgenden vierten Tag lebte er von jungen Blättern und Knospen, indem er es nicht wagte, zurück in den Wald zu gehen, um Beeren zu suchen, aus Furcht, er möchte abermals den Weg verlieren und so den Seinigen wenigstens den Trost rauben, zu erfahren, wo und wie er gestorben sei. Am Morgen des fünften Tages war er zu schwach, die Hängematte zu verlassen und nach Blättern zu suchen. In der festen Annahme, daß nun seine letzte Stunde gekommen sei, empfahl er seinen Geist in die Hände Dessen, der ihn geliebt und sich selbst für ihn gegeben, der ihm das ewige Leben erworben und auch die Macht hatte, ihn aus den Toten zu erwecken. Er wußte, daß er in Ihm das ewige Leben habe und zu Ihm gehen werde, um bei Ihm zu leben und zu ruhen, den er geliebt und dem er gedient hatte.

Indem seine Seele so in seligem Glauben an der Brust Jesu ruhte, wurde er plötzlich durch einen ganz nahe abgefeuerten Flintenschuß erschreckt. Er richtete sich in seiner Hängematte auf und sah ein Boot mit Indianern. Seine letzten Kräfte zusammenraffend, rief er und winkte mit Arm und Hand. Die Indianer bemerkten es und brachten auf seine Zeichen, daß ihn hungere, sofort geröstete Fische und

Wasser aus dem Bache herbei. Sie verpflegten ihn in ihrer nächsten Niederlassung, bis er sich erholte und brachten ihn dann zu einer entfernten Missionsanstalt der Londoner Missionsgesellschaft. Der dort stationierte Missionar nahm Meyer als einen Jünger des Herrn in wahrer Bruderliebe auf. Von hier kehrte Br. Meyer zu den Seinigen zurück.

Nach vielem und ernstlichem Gebet erkannten die Brüder in der Uebersiedelung Meyers nach Kumaake den Willen des Herrn. Als die Vorbereitungen getroffen waren, reiste Meyer mit seiner Familie im März 1844 nach Kumaake ab, wo er nach glücklicher Fahrt bald eintraf. Die Indianer jauchzten vor Freude, als sie ihren Lehrer mit seiner Familie erblickten.

In kurzem besuchte Missionar Aveline, der treue Freund Meyers, die Familie in Kumaake, um 300 Mark von einer Schwester in England, die sich gerade in jener Zeit sonderlich oft angetrieben fühlte, Meyers zu gedenken, zu überbringen. Meyer, der sich ein Wohnhaus bauen mußte, aber keine Mittel hatte, erfuhr so wieder die Hilfe des Herrn zur rechten Stunde. Aveline freute sich über den festen Glaubensmut der Geschwister Meyer, über ihren heiligen Eifer für die Rettung der Indianer und über den Segen, der auf ihrer Arbeit ruhte. Es war ein Tag der Erquickung vom Angesicht des Herrn, als er am Sonntag mit diesen Geschwistern, sowie mit den gläubigen Arawakken von Kumaake und den mitgekommenen Negerbrüdern sich zum Tische des Herrn sammeln und mit ihnen den Tod des Herrn verkündigen konnte, Gott, den Vater und den Erlöser rühmend und im Geist und in der Wahrheit anbetend. Da fühlte er, daß wahrlich die Leiden der Wildnis nicht wert sind der Herrlichkeit, die an uns, nicht erst künftig geoffenbart werden soll, sondern bereits offenbar geworden ist. „Die bekehrten Indianer,“ schreibt Frau Meyer, „lebten sehr friedfertig beisammen, und die Frauen hatten etwas besonders Sanftes und Mildees in ihrem Wesen. Die Gläubigen, Brüder und Schwestern, fanden eine besondere Freude darin, uns um des Herrn willen zu dienen. Aber auch die heidnischen Indianer teilten mit uns immer bereitwillig alles, was sie hatten.“

So ging die Arbeit in der Schule voran und die täglichen Versammlungen, die Abendmahlsfeier an jedem ersten Tag der Woche, die Arbeit an der Bibelübersetzung, an der Abfassung von geistlichen Liedern u. a. m. nahmen, wenn auch unter mancher Angst, Sorge und Noth, doch im Segen ihren Fortgang. Meyer besuchte überdies die umliegenden Niederlassungen. „Während der Abwesenheit meines Mannes,“ schreibt Frau Meyer weiter, „war ich mit meinen Kindern oft vielen Gefahren und Trübsalen ausgesetzt; aber ich durfte immer erfahren, daß der Herr, unter dessen Schutz wir standen, sich treu erwies. Oft hörten wir bei Nacht das unheimliche Heulen der wilden Tiere oder die dämonischen Töne aus dem Indianerdorfe, wenn die Heiden ihre nächtlichen Tänze und Feste hatten. Oft geschah es, daß Indianer mit brennenden Fackeln an unserer Wohnung vorübergingen und dieselben gegen die dünnen, leicht entzündlichen Pfosten oder das Blätterdach stießen. Eines Nachts stand ich mit meinem jüngsten Kindelein auf dem Arme in unserer Wohnung, als ich in dem Blätterdach über meinem Haupte ein eigentümliches Geräusch hörte. Ich ging rasch hinaus, um zu sehen, was es sei. Da fiel eine große Schlange gerade vor meine Füße. Aber der Herr war unser Schutz; die Schlange floh.

„Solche Rettungen von giftigen Schlangen erlebte ich oft. Als ich einmal gesalzenes Fleisch aus meinem Fäßchen nehmen wollte, kroch auf der anderen Seite desselben eine besonders giftige Schlange herauf und streckte ihren Kopf zugleich mit meiner Hand in das Faß, eilte aber gleichfalls wieder weg, ohne mich zu beißen.“

In einem der auswärtigen Predigtplätze Meyers, Naanaake, war seine Wirksamkeit besonders gesegnet. Gleich beim ersten Besuch rief ein junger Indianer und zwar ein Zauberer, der mit vielen anderen vor dem Missionar saß, von dem gewaltigen Zeugnis des Knechtes Gottes ergriffen, aus: „Kidwan, Kidwan!“ d. h. „es ist wahr, es ist wahr!“ Und so mächtig ergriff ihn Gottes Wort und Geist, daß er gründlich bekehrt wurde und schon bald getauft werden konnte.

Nach einigen Monaten wurden neun andere Befehrte, zwei Männer und sieben Frauen, auf den Tod des Herrn getauft.

In Manaake, wo Meyer von Zeit zu Zeit einige Wochen arbeitete, nahm er seine Wohnung in einer Hütte, die man ihm anwies, ohne Bretterboden, ohne besondere Decke unter dem Blätterdach, ohne Schornstein, ohne Fenster und Türen. Zur Nahrung diente ihm, was die Indianer zu geben vermochten. Er legte den Alten und Jungen immer wieder den ganzen Rath Gottes zu unserer Seligkeit einfach und herzbeweglich vor, strafte die Werke der Finsternis mit erschütterndem Ernste, warnte vor dem Tag des Zornes und bat oft unter Tränen, sich vor dem zukünftigen Gericht retten zu lassen. Dann versammelte er die Kinder um sich, lehrte sie lesen, erzählte ihnen biblische Geschichten und prägte ihnen die schönsten Bibelsprüche, wie auch seine selbstverfertigten Lieder ein und suchte ihre Herzen für den großen Kinderfreund zu gewinnen. Nach zwei oder drei Wochen kehrte er dann in großer Erschöpfung zu den Seinigen zurück.

Meyer pflegte nun seine Zeit zwischen Kumaake und Manaake zu teilen. Aber auch der Feind ruhte nicht. Die schlimmsten Verleumdungen wurden über Meyers Besuche in Manaake ausgestreut. Deshalb beschloß er, im Besitz eines Zeltboots, seine Frau und Kinder immer mit dorthin zu nehmen. Diese Reisen waren oft fast mehr, als Frau Meyer zu ertragen vermochte. Am schlimmsten waren dieselben in den Regenzeiten. „Manchmal,“ schreibt sie, „wenn wir mitten in der Nacht an einer Haltestelle ankamen, hatten wir solche Regengüsse, daß wir uns auf keine Weise zu schützen vermochten. Wir versuchten dann, unsere Hängematten unter dem elenden Schutz von Blättern aufzuhängen, waren aber nicht imstande ein Feuer zu machen, um uns dadurch vor den wilden Tieren und den Vampyren zu schützen. Die letzteren, eine große Art Fledermaus, oft von der Größe eines Eichhorns, waren besonders beschwerlich, und oft mußte ich sie von meinen Kindern verjagen, denen sie an den Zehen das Blut aussaugten.“ In Manaake hörten sie fast in jeder Nacht das Geheul der Tiger und Tigerkaten, das Geschrei der Affen

und anderer Tiere aller Art, was oft wirklich schreckenerregend war. Wie gnädig Gott diese, Seine Kinder vor gefährlichen und giftigen Tieren bewahrte, davon erzählt Frau Meyer eine Reihe von weiteren Beispielen. „Als wir eines Tages spät in Manaake ankamen,“ schreibt sie, „und ich eben unsere mitgebrachten Sachen in die Schlafkammer trug, stieß ich mit dem Fuß bei einer kleinen Bettstelle, deren Pfosten im Boden eingerammt waren, an etwas, das ein eigentümliches Geräusch von sich gab. Ich war aber zu sehr beschäftigt, als daß ich darauf achtete und ging wieder, um die übrigen Sachen zu holen. Bei der Rückkehr ins Schlafgemach stieß ich mit dem Fuß abermals an das gleiche Ding, und nun drang ein Ton in mein Ohr, der mir durch Mark und Bein ging; denn nun erkannte ich die lähmende Warnung der Klapperschlange. — Ich vermochte kaum einen Laut hervorzubringen und konnte nur zu dem Herrn aufschauen, der meine Hilfe schon in so viel tausend Nöten gewesen war. Mein Mann, der im äußeren Gemach sich befand, rief eilend die Indianer herbei. Ich winkte ihnen, stille zu sein, nahm im Vertrauen auf meinen Herrn Jesus ein Licht und stellte es auf den Boden. Da lag denn eine große Klapperschlange um die Füße meiner Bettstelle gewunden. Der Herr hatte sie gehalten, daß sie mich mit ihrem tödlichen Gifte nicht verletzen durfte, obwohl ich schon zweimal mit dem Fuß gegen sie gestoßen hatte. Endlich brachte ein Indianer eine Flinte und schoß sie auf dem Plaze tot.“

„Ein anderes Mal, als wir in Manaake ankamen, fanden wir unter unserem Bett ein Loch in der Erde, worin ein ganzes Nest voll Schlangen sich aufhielt, die auf- und nieder krochen und die wir nicht zu beunruhigen wagten. Nach zwei oder drei Tagen verließen sie die Hütte. Allein wie soll ich mein Gefühl beschreiben, wenn ich des Nachts im Finstern aus meinem Bette steigen und bald dieses, bald jenes meiner Kinder, die im anstoßenden vorderen Gemach in ihren Hängematten lagen, zufrieden stellen mußte? Ich hatte viel mit Versuchungen zur Furcht zu kämpfen; aber die Gewißheit, daß der Gott über uns wache, in dessen Dienst wir standen

und der uns aus so vielen Gefahren errettet hatte, stärkte mein Herz, daß ich in jenen Nächten kühn und ohne Angst im Dunkeln umhergehen konnte, fest vertrauend auf Ihn und mein Leben nicht lieb habend bis in den Tod, wenn es Ihm also gefallen sollte.

Wieder einmal war ich an einem kleinen Flößchen, zehn Minuten von unserer Wohnung entfernt, mit Waschen beschäftigt, während Klara, ein Indianermädchen, das uns auf unseren Reisen jeweilen zu begleiten pflegte, mit den Kindern neben mir sich zu tun machte. Darauf badete ich die Kleinen, aber während ich damit beschäftigt war, überfiel mich eine ganz unerklärliche furchtbare Angst, gerade als wenn ich in großer Gefahr wäre und nicht entfliehen könnte. Ja, so stark war die Empfindung, daß ich, ohne einen vernünftigen Grund angeben zu können, mit den Kindern unangekleidet, wie sie waren, davoneilte. Raum aber hatten wir unsere Wohnung erreicht, so hörten wir eines Tigers Geheul eben von jener Stelle her.“

Noch viele andere Errettungen wären zu erzählen, die die unbeschränkte Macht und unveränderliche Treue Gottes hervorleuchten lassen, des Gottes, der das Leben Seiner Heiligen bewahrt und ihr Leben vom Tode errettet. Ja, welch' gnädigen Gott haben wir, der da Gebete erhört und auf das Schreien Seiner Kinder antwortet, den wir kennen als unseren Vater in Christo Jesu.

Meyer hatte auf den Wanderungen zu den umliegenden Niederlassungen nicht weniger Mühsal zu erdulden, als auf der Reise von Kumaake nach Manaake und zurück. Eine furchtbare Plage waren für ihn die Sandflöhe, die sich in seine Füße einnisteten, sowie das giftige Gras, das ihm schmerzhaft Wunden an Händen und Füßen verursachte. Aber der Herr war mit ihm und segnete seine Arbeit, und wenn er auch jedesmal so abgemattet und erschöpft nach Hause zurückkehrte, daß er sich kaum aufrecht zu halten vermochte, so war sein Geist doch immer erfrischt durch die vielen unverkennbaren Zeichen, daß seine Arbeit an den Seelen nicht vergeblich war in dem Herrn.

Dabei pflegte Meyer von besonderen Vorbereitungen für die Reise und Vorsorge-Maßregeln nicht viel zu halten. Meist ging er, ohne sonderliche Lebensmittel und Geld mit sich zu nehmen, von Hause weg; von Dorf zu Dorf zog er mit der Verkündigung des Evangeliums, für seine Bedürfnisse der Fürsorge des Herrn vertrauend, mit dem zufrieden, was ihm die Indianer freiwillig darboten.

Je und je gab es für die Geschwister in ihren mancherlei äußeren Beschwerden und Drangsalen auch Stunden und Tage besonderer Erquickung. So, wenn Meyer mit der Indianergemeinde den Tod des Herrn verkündigen durfte; oder auch, wenn der Besuch eines der Brüder an der Küste eine liebliche Abwechslung in ihr Leben unter den Indianern brachte.

* * *

Unsere Mitteilungen führen uns nun dem frühen Abend des so reich gesegneten Lebens unseres Bruders immer näher. Was die Früchte seiner Arbeit betrifft, so sagt Missionar Strong: „Der Herr allein kennt den vollen Umfang des Segens, der auf Meyers Zeugnis von der Liebe Gottes zu den Sündern ruhte; denn obgleich er in der Regel nur wenige Tage an einem Orte zu verweilen pflegte — gerade lange genug, um den ganzen Rath Gottes zu unserer Seligkeit zu offenbaren — so war doch meistens die Frucht eines solchen Aufenthalts die, daß etliche Seelen zum Herrn bekehrt und aus der Gewalt der Finsternis gerettet wurden.“ Wir können hier nur einen Fall erzählen: „Eines Tages begegnete ihm in Kumaake ein Indianerpaar, dessen Gesichtszüge ihm jedoch nicht unbekannt schienen. Es war ein Mann mit seiner fast blinden Frau. Meyer erfuhr, daß sie ihn schon vor mehreren Jahren in ihrem Heimatdorfe hatten predigen hören. Die Worte, die sie damals vernommen, ließen sie nicht mehr los. Es trat ihnen ihre tiefe Sündhaftigkeit vor die Seele, aber auch die große Liebe Gottes, geoffenbart in der Dahingabe Seines eingeborenen Sohnes, so wie es Meyer ihnen bezeugt hatte. Sie waren gläubig geworden an den Herrn Jesum und hatten nun den lebhaftesten Wunsch gehabt, den

unbekannten Lehrer nur noch einmal sehen und hören zu dürfen. Als die Kunde zu ihnen drang, daß derselbe jetzt in Kumaake den Indianern das Wort des Lebens verkündige, war ihr Entschluß gefaßt, die weite Reise dorthin nicht zu scheuen und zu ihm zu gehen. Meyer entschloß sich sogleich, die beiden Alten zu ihrem weit ab in den Wäldern gelegenen Dorfe zu begleiten. Hier brachte er mehrere Wochen zu und durfte nicht bloß diese beiden, sondern auch mehrere andere in den Tod Jesu taufen. Auf derselben Reise drang er auch noch weiter ins Innere vor bis zu dem oberen Laufe des Demeraraflusses und überall nahmen einzelne Seelen das Wort gläubig auf."

Solche Reisen mit all ihren Mühsalen und Entbehrungen mußten die sonst so kräftige Konstitution unseres Bruders rasch untergraben. Dazu war er vielfach gedrückt und niedergebeugt unter Selbstanklagen, wenn er irgend jemand in augenblicklicher Gereiztheit — denn er hatte von Natur ein heftiges Temperament — verlegt zu haben oder irgendwo beschwerlich gewesen zu sein meinte. So legte er sich auch alle Gebrechen der bekehrten Indianer selbst zur Last; die Stumpfheit und Gleichgültigkeit der Neubekehrten schrieb der treue Mann seiner eigenen „Untreue“ und „Untüchtigkeit“ zu. Zuweilen grenzte sein Gemütszustand an Schwermut. Diese leiblichen Gefahren und geistlichen Anfechtungen trieben Frau Meyer, ihres Mannes Schritte unausgesetzt mit ihren heißen Gebeten zu begleiten. „Eines Abends,“ so erzählt sie uns aus jener Zeit, „ging ich spät zu Bett. Da hörte ich plötzlich vom nahen Walde her banges Rufen und Schreien. Ich lauschte mit ängstlicher Spannung. Die Töne kamen näher und näher, bis ich endlich im Geiste meinen Mann vor mir an meinem Bette sah, gejagt und verfolgt von gräßlichen, teuflischen Wesen. Sie machten die greulichsten Fratzen- gesichter, schlugen die Hände zusammen, stießen ihn, höhnten ihn — ich kann den entsetzlichen Anblick unmöglich beschreiben. Ich wagte weder zu reden, noch mich zu bewegen, bis ich endlich im Stande war zu rufen: „Das ist des Teufels Werk!“ und mir einen tröstlichen Spruch aus der Bibel herzusagen.

In dem Augenblick war alles still und verschwunden. Ich war fest überzeugt, daß etwas bei meinem Manne nicht gut sei und ergoß mich die ganze Nacht im Gebet und Fürbitte vor Dem, der aus aller Noth zu erretten vermag. Nachher stellte es sich heraus, daß mein lieber Mann eben in jener Stunde von einer furchtbaren Versuchung, ja von Schwermut und Verzweiflung angefochten war."

Die unbeschreiblichen körperlichen Mühsale und Entbehrungen einer Reise zu den Niederlassungen der Aikawähs, verbunden mit trüben Erfahrungen, brachten unseren Bruder an Leib und Gemüt so herunter, daß er nach vierwöchentlicher Abwesenheit von Manaake „wie ein Marterbild und fast blind von entzündeten Augen“ wieder bei den Seinigen ankam. Seine Gattin und die Freunde fürchteten für sein Leben. Auch er selbst hatte eine deutliche Ahnung, daß ihm nicht viele Tage mehr zugemessen seien. Da drängte es ihn denn je länger je mehr, die Zeiten der Ruhe und Ausspannung so viel als nur irgend möglich zu verkürzen. Kaum waren deshalb seine halb erblindeten Augen einigermaßen wieder geheilt und die erschöpften Kräfte wieder gestärkt, als er auch schon eine neue Reise antrat, die Erweckten zu stärken und die im geistlichen Tode liegenden durch das Wort des Geistes ins Leben zu rufen. Das war zu Beginn des Jahres 1846.

Wie er das alljährlich zu tun pflegte, so machte unser Bruder im Januar oder Februar 1846 wieder eine Fahrt stromabwärts nach Neu-Amsterdam, um dort für sich und seine Familie die nötigsten Lebensbedürfnisse einzukaufen. Er war noch immer sehr schwach, aber anstatt diese Fahrt zu einer Ausspannung und Erholung in den dortigen Freundeskreisen zu benutzen, trat er alsbald wieder in die eifrigste Arbeit an den Seelen der Europäer und Eingeborenen ein. Er wohnte in dem Hause einer Schwester, die früher durch Meyers gesegnetes Zeugnis zu Jesu geführt worden war und nun alles daransetzte, Ihm, der sie errettet hatte, an den Verlorenen zu dienen. In ihrem Hause hielt er täglich Versammlungen, predigte auch auf den Märkten und war unermüdlich

darauf aus, Seelen aufzufuchen, denen er die Botschaft des Heils und Friedens von Jesu bringen konnte.

Die Freunde an der Küste sahen unseren Bruder nur mit tiefer Besorgnis zu seinen Indianern zurückgehen. Da entschlossen sich Missionar Strong und Br. Aveline, mit einigen eingeborenen Brüdern nach Kumaake zu eilen, um zu sehen, was für die einsamen und schwer geprüften Geschwister geschehen könne. Nach viertägiger Fußreise kamen sie in Kumaake an. „Wir wurden,“ berichtet Missionar Strong selbst, „herzlich von den Geschwistern und den eingeborenen Christen empfangen, fanden aber unseren Bruder Meyer gedrückt und niedergeschlagen, — eine Folge seiner letzten Reise in die Stadt, auf der er sich übermäßig angestrengt hatte. Wir brachten einen schönen Vorrat an Schiffszwieback, Mehl, Zucker, Tee &c. mit. Abends kamen die Indianer in Meyers Haus zur Abendversammlung, wo unser Bruder in ihrer eigenen Sprache mit großem Ernst und besonderer Salbung über eine Bibelstelle zu allen redete. Dann hatten wir noch Gebet und Besprechung über das Werk des Herrn in dieser Gegend, konnten aber nicht umhin, eine Bemerkung zu machen, wie die Gesundheit unseres geliebten Bruders infolge seiner Anstrengungen, Entbehrungen und Mühsale gelitten habe. Auch Schwester Meyer und ihre drei Kinder litten an schwacher Gesundheit. Es war auch unmöglich, daß sie hätten gesund bleiben können. Ihre häufigen Reisen und nächtlichen Fahrten in dem Boot, wobei sie bald der schädlichen Nachtluft, bald der Glut der Sonne und dem Regen ausgefetzt waren, das Leben in den elenden Hütten, die überall Wind und Wetter durchließen, die ungenügende Nahrung, der Mangel an Pflege, — dies alles mußte notwendig die Kraft der Geschwister untergraben. Auch konnten wir nicht hoffen, daß sich darin etwas ändern ließe. Meyer beharrte nämlich darauf, sich um des Werkes willen ganz der rauhen Lebensweise der Indianer anzupassen und unter ihnen nach ihren Sitten sich zu bewegen. So konnten wir nichts anderes tun, als die lieben Geschwister aufs neue Gott zu übergeben, der sie bisher erhalten und die selbstverleugnende Arbeit

Seines hingebenden Knechtes so freundlich gesegnet hatte. Unser Besuch war nur kurz, aber doch lange genug, um wahrnehmen zu können, was für eine schöne Ordnung unter den eingeborenen Christen herrschte, wie hoch sie das Wort Gottes schätzten, wie fleißig und regelmäßig sie sich zu allen Versammlungen und zur Auslegung der Schrift einfanden, und wie erfreulich sie in der Gnade und Erkenntnis unseres Herrn Jesu wuchsen Nachdem wir noch versucht hatten, das Gemüt unseres treuen Bruders aufzurichten, während unsere Gebete und Tränen mit denen seiner Gattin und der gläubigen Indianer um seine dauernde Genesung sich vereinigten, nahmen wir mit der ersten Morgenfrühe Abschied von dieser treuen Gemeinde, die Gott sich aus der Wildnis des Waldes zu Seinem Ruhme berufen und gesammelt hatte, und wandten unser Angesicht wieder der fernen Heimat zu.“

Dieser Besuch war für die zurückbleibenden Geschwister eine Quelle reichen Segens und reicher Erquickung geworden. Derselbe hatte doch vor allem in dem Herzen unseres Bruders das Bewußtsein sehr belebt, nicht allein zu stehen in seiner Einsamkeit, sondern von einer Gemeinschaft eng verbundener Geschwister fürbittend getragen zu werden. Das wurde ihm vor allem auch durch eine Reihe von Zuschriften der Brüder aus England und von der Küste bestätigt, welche Strong für Meyer mitgebracht hatte. Da schrieb, um nur etwas anzuführen, ein Bruder aus Viktoria (der durch Meyer zum Herrn geführt worden) unter anderem: „Ich hoffe, daß unsere indianischen Brüder in der Wahrheit zunehmen und in der Kraft des Glaubens die Tücken des Satans überwinden lernen, der sie gerne in die Welt und ihre Lust zurückziehen und auf den Namen Jesu Schmach bringen möchte. Besonders verlangt mich zu erfahren, wie Mabaake, Gratian, Maria, Bulliga und Colhina wandeln . . . Ach, ich fühle mich so innig verbunden mit all diesen Brüdern . . .“

O wie tat es unserem Bruder in seiner über die Unvollkommenheit des eignen Tuns oft tief niedergebeugten Seele so innig wohl, sehen zu dürfen, wie der Lebenssame, den er ausgestreut, doch hier und da echte, bleibende Frucht getragen,

und es ermunterte ihn das aufs neue, fest und unbeweglich zu sein und immer zuzunehmen in dem Werke des Herrn.

So stand es im Anfang des Jahres 1847. „So lange wir hier waren,“ schreibt Frau Meyer, „litt mein Mann ungemein von der tropischen Hitze dieses Landes, und sein sonst so starker Körper war durch seine unermüdlichen Arbeiten, durch seine anstrengenden Reisen und durch andere Leiden wie gebrochen. Doch schien er mit dem Anfang des neuen Jahres (1847) gleichsam wieder aufzuleben, und dieses letzte Jahr seiner irdischen Wallfahrt war eine Zeit, in welcher er verhältnismäßig die beste Gesundheit genoß, seit wir im Lande sind. Ja, es war wunderbar, wie der Herr, unser Gott, eben jetzt aufs neue sich an ihm verherrlichte, ihm beistand, ihn segnete; man konnte es mit Augen sehen, wie die mächtige Hilfe des Herrn ihn begleitete und überall Gnade und Heil auf seiner Arbeit ruhte.“

Wir besitzen noch ein Schreiben von Bruder Meyer, das einzige, das uns von ihm aus der Zeit seiner Wirksamkeit aufbehalten ist. Er war kein Freund von Schreiben und Berichten. Am liebsten blieb er mit seinem Werk vor Menschenaugen verborgen, nur seinem Gott offenbar. In diesem Schreiben nun, das an einen nahen Verwandten in der Heimat gerichtet ist, gibt uns Meyer einen Ueberblick über sein Wirken, insbesondere unter den Indianern der Wildnis. Wir geben unseren Lesern hiernach einige Auszüge davon.

„Teure Geschwister! — Was das Werk betrifft, an dem ich arbeite, so dünkt es mich, als ob ich mich einigermaßen mit Jakob vergleichen könnte. Nach langer, mühevoller Arbeit in der Hitze des Tages und in der Kälte der Nacht bin ich durch den Segen des Herrn „zwei Heere geworden“; aber über dem Ringen und Mühen mit und für Gott ist meine natürliche Kraft zu Grunde gegangen, wie Jakobs Hüfte. Aber es ist genug, daß der Herr Sein Wort gesegnet hat. Diese zwei „Heere“ oder besser Herden, die ich oben meinte, sind zwei kleine Versammlungen von Gläubigen oder Neubekehrten aus den Indianern (hauptsächlich Arawacken),

sowie einiger Neger und Mulatten am Berbicestrom, welche letzteren uns aber nicht so viel Freude machen, als selbst die aus der Wildnis kommenden Indianer. Doch es ist nur Gnade, die aus uns das macht, was wir sein sollten, oder was wir zum Lobe Seiner herrlichen Gnade sind. Unsere Schwester Raatje (die Indianerin Katharina), bei der wir wohnen, ist eine treue Seele und wie eine Mutter für uns besorgt. herumreisen und predigen war mein hauptsächlichstes Werk, wobei es sehr vieles zu erdulden gab, was besonders auf meine Gesundheit nachtheilig wirkte. Ich habe z. B. oft auf heißem, ja glühendem Sande mit bloßen Füßen und unter glühender Sonne wandeln müssen, oft auch im Wasser bis zu den Knien oder auch bis zu den Hüften und zum Halse, und dann in der Nacht war ich oft ohne gute Decke. Darauf, als der Herr anfang, einige zu bekehren und dann dieselben getauft wurden, da erhob Satan seine Stimme, und Verfolgungen und üble Nachreden waren die Folge. Doch der Herr allein konnte zu dem Feind sagen: „Bis hierher und nicht weiter!“

„Jetzt sind wir ziemlich ruhig und warten meistens der Schafe, die sich auf zwei Plätzen versammeln.“ (Hier folgt nun eine Aufzählung der Gläubigen: In Rumaake und Umgegend 17 Indianer und 8 Neger und Mulatten, wozu früher noch 6 jetzt ausgeschlossene Schwarze und Halbschwarze und 3 indes Verstorbene hinzukamen, und in Manaake 11 Indianer, von denen aber 2 nach dem fernen Inmon gereist sind.) „Auch ist eine kleine Gemeinde in der Stadt Neu-Amsterdam, welche an der Mündung des Stromes liegt; ich habe dort einige Frucht meiner Arbeit, habe aber sehr wenig Gelegenheit, mehr für sie zu tun.

„Ich hoffe, daß die oben Aufgezählten alle des Herrn sind, obgleich man oft Furcht für sie hat. Doch ich darf sagen, daß die Gnade an ihnen das getan hat, was den gläubigen Christen im Abendlande Ehre machen würde. Auch besuchen wir meist jeden Monat die von Rumaake entfernten Gläubigen in verschiedenen Gegenden Fünf von diesen gläubigen Indianern sind früher Zauberer gewesen.

„Was unseren Lebensunterhalt betrifft, so haben wir alle unsere Sorgen auf den Herrn geworfen, der für uns sorgt nach Seiner Verheißung Beim Manaake-Bach haben die Indianer uns ein kleines Haus gebaut, welches für unser Wohnen und die Versammlung sich eignet. Da ist kein Bretterboden, kein Fenster (doch wohl Licht genug), kein Hausgeräthe, als wir etwa selbst mit unseren Händen zu machen im Stande sind. Doch ist dies durchaus kein Grund, daß wir uns nicht glücklich fühlen können Ein Punkt unseres fortgesetzten Strebens ist, die Sprache der Arawak-Indianer zu lernen. Für diesen Zweck aber arbeite ich an einer Wörtersammlung und habe schon mehrere Abschnitte des heiligen Wortes Gottes in ihrer Sprache übersetzt; auch habe ich ihnen ein kleines Liederbüchlein in ihrer Sprache verfertigt, aus welchem wir oft zu unserer Erbauung singen. Gerade jetzt suche ich einige Abschnitte aus dem Wort Gottes zu drucken, wie z. B. 1. Mose Kap. 1—4; Ps. 1 u. 22; Jes. 52 u. 53; Joh. 1, 1—18; 3, 1—21; auch den ersten Brief Johannes ganz und die Offenbarung Kap. 1—3. So bleibt uns nicht viel Zeit, Euch zu schreiben. Ueberdies müssen wir die Indianer auch lesen lehren, nach dem wir angefangen haben, ihnen Bücher in ihrer Sprache zu schreiben und zu drucken. Denn vorher wußten sie von allem nichts. Auch kann sich niemand, wer es nicht selbst erfährt, eine Vorstellung machen, was für Mühe und Arbeit es kostet, eine ganz neue und noch nie bearbeitete fremdartige Sprache zu lernen und zu schreiben Doch der Herr hat bis hierher geholfen und wird weiter helfen, soweit es Seine Ehre und Gnade erfordert Meine liebe Gattin hat einen großen Teil des Werkes zu tragen, indem sie niemand bei sich hat als ein kleines Arawak-Mädchen, namens Klara. Meine Frau hat unter solchen Umständen viel Gnade, Gelassenheit und Geduld nötig, und Gott sei Dank, daß Er ihr auch ein großes Maß davon gegeben hat“

Ein Geist des getrostesten Mutes und glaubensvoller Zuversicht atmet augenscheinlich aus diesem Briefe. Aber das verhältnismäßig gute körperliche Befinden, dessen sich unser

Bruder in jener Zeit erfreute, sollte sich doch leider nur als ein letztes Abendrot vor dem Sonnenuntergang erweisen.

Anfangs August 1847 war es, daß eines Tages Meyer von morgens bis abends im Wasser stehen mußte, um eine Beschädigung an seinem kleinen Boote auszubessern. Ein Fieber war die Folge. Aber er gönnte sich keine Ruhe. Ueberall suchte er noch die Seelen anzufassen und zu warnen, daß sie doch dem zukünftigen Gericht entfliehen und in Jesu, dem Sohne Gottes, Schutz und Sicherheit suchen möchten. „Er scheint,“ sagt Missionar Strong, „mehr als je zu seufzen und sich zu betrüben über den herrschenden Unglauben, über die zunehmende Verderbnis der Welt und über die Gefahr, in welche alle um ihn her sich blindlings zu stürzen scheinen.“

Der Zustand Meyers verschlimmerte sich zusehends und am 1. September 1847 verschied er schnell, aber sehr glücklich, nach Erbrechen von Blut in den Armen seiner treuen Frau und eines alten blinden Indianers.

Nach Indianersitte wurde er in dem Hause, wo er gewohnt hatte, begraben. Frau Meyer, die treue Gehilfin an dem gesegneten Werke ihres Mannes, entschloß sich auf das dringende Zureden der Freunde, die Rückreise nach Europa anzutreten. Freundlich geleitete sie der Herr über die große Tiefe zu dem gewünschten Ziele.

Acht Jahre hatte Schw. Meyer an der Seite ihres Mannes unter den Negern und Indianern dem Heilande dienen dürfen. „Von diesen acht Jahren,“ schreibt sie bei einem gelegentlichen Rückblick, „die ich durchlebt, seit ich mein irdisches Vaterland im Vertrauen auf den lebendigen Gott und Sein Wort verlassen habe, um einen Knecht Gottes zu begleiten, welcher durchdrungen war von der Liebe Christi, — von diesen acht Jahren kann ich aus vollem Herzen sagen: ‚Wie soll ich dem Herrn vergelten alle Wohlthat, die Er an mir getan hat?‘ Nie hatte ich Ursache, zu bereuen, daß ich diesen Weg gegangen bin; was ich dahinten gelassen, das habe ich hundertfältig wieder empfangen, obwohl nach dem Worte Gottes „mit Verfolgung“, ich habe

es wieder empfangen mit einem Segen und Frieden Gottes, für welchen ich keine Worte habe.“

Kurz war Meyers Arbeitstag gewesen. kaum 33 Jahre alt wurde er schon von dem Herrn der Ernte, seinem geliebten Erlöser und Herrn, in die ewige Ruhe des Volkes Gottes abberufen. Aber seine Arbeit war nicht vergeblich in dem Herrn. Viele Seelen aus den Negern und Mulatten, den roten Arawacken und Akkawähz, die durch sein inbrünstiges Zeugnis zu Christo geführt wurden, werden es an jenem Tage zum ewigen Ruhm Gottes und des Lammes laut bezeugen.

Auch ward das Werk unter den Indianern durch Br. Meyers Hingang nicht aufgehoben. Br. Aveline trat soviel als möglich in des unvergeßlichen Freundes Arbeit und Fußstapfen; ja, er zog nach etlichen Jahren selbst zu den Indianern in ihre Wildnis hinaus, sich unter ihnen dauernd niederzulassen, und der Herr hat sich reichlich zu seiner Arbeit bekannt.

Wir stehen, teurer Leser, am Ende unseres Lebensbildes. Manchem mag es zu lang erschienen sein*). Anderen aber, so hoffen wir mit aller Zuversicht, hat Gott durch dasselbe bleibenden Segen geschenkt. Ist der Leser noch unbekehrt, so muß er sich sagen: Welche Liebe wohnt doch in Gottes Herzen zu allen Menschenkindern, für die Er Seinen eingeborenen Sohn in Schmach, Tod und Gericht dahingegeben hat, eine Liebe, die Er auch ausgegossen hat in die Herzen derer, die Jesu Liebe zu uns erkannt und geglaubt haben, daß sie nun selbst auch andere wieder zu Ihm führen wollen, und koste es ihr Gut und Blut, Leib und Leben. — Ist aber der Leser bereits ein Eigentum des Herrn, so wird er neben jenem Lebensbild sein eigenes Bild betrachten, wie weit auch in ihm Christus, sein Erlöser und Herr, Gestalt gewonnen hat; und wie weit auch in ihm

*) Dasselbe erschien in dieser Fassung in dem Familienkalender „Botschafter des Friedens“ für 1906 im gleichen Verlag.

Christi Liebe, der für Verlorene sich zum Opfer gab, zum Ausdruck kommt, um den Gläubigen zu dienen und den Verlorenen nachzugehen. — Gott erwecke in allen Seinen Erlösten, die Er sich erwarb durch das Blut Seines Sohnes, die lautere Gesinnung, um zu erkennen, daß wir nicht in dieser eiteln, ehebrecherischen Welt zurückgelassen sind, um für uns zu wirken und zu leben, sondern für Ihn, der für uns gestorben ist! — Und dies umsomehr, als der Tag des Herrn so nahe ist. —

Ja, möge doch die Hingebung jenes Mannes, dessen Lebensbild wir den Lesern hier vorführten, der nichts wollte von der Bequemlichkeit und Annehmlichkeit der Welt, der keine Rücksicht nahm auf Leib und Leben, vielmehr als ein guter Krieger Jesu Christi unter allerlei Entbehrungen und Entfagungen an das Heil der unsterblichen Seelen dachte und sich für sie schier zu Tod gearbeitet hat, ernst zu unseren Herzen reden! — Welche Trägheit, Rauheit und Weltförmigkeit findet sich in unseren Tagen auch vielfach unter den Gläubigen. Wie wenig Liebe zu allen Erlösten und zu den Unbefehrten, wie wenig Eifer und Fleiß zur ernstesten Arbeit unter der Herde Christi und zur Befehrung derer, die noch auf dem breiten Wege sind zum ewigen Verderben! Ach, der Herr der Ernte belebe Sein Volk und Werk in diesen letzten ernstesten Tagen; Er gebe uns allen ein Herz, das nur für Ihn schlägt und uns bereit macht, zu jedem Opfer und jedem Dienst, wie und wo Er uns verwenden will, sei's daheim, sei's draußen, bis zu Seiner nahen Ankunft! „Daher, meine geliebten Brüder, seid fest, unbeweglich, allezeit überströmend in dem Werke des Herrn, da ihr wisset, daß eure Mühe nicht vergeblich ist im Herrn.“ (1. Kor. 15, 58.)

➤ Die Zeit ist ernst! ➤

Die Zeit ist ernst — sie fordert ernste Leute,
Sie fordert ein entschied'nes „Ja“ und „Nein“;
Nicht gilt es mehr im allgemeinen Streite
Ein unentschloss'ner Kämpfer nur zu sein!
Entscheide dich! Gib dich der Welt zur Beute —
Und willst du nicht, so tritt in Jesu Reih'n:
Nur wag' es, ganz dich Einem hinzugeben
Mit deinem Denken, Wollen, Wünschen, Streben!

Die Zeit ist ernst — es gilt kein mattes Sinken,
Kein Schwanken mehr zu beiden Seiten hin;
Du darfst nicht bald zur Rechten, bald zur Linken
Nach deiner Neigung, deinem Vorteil ziehn;
Du mußt zu Jesu Füßen niedersinken
Und nur für Ihn und Seine Sache glühn;
Du mußt dich ganz auf Seine Seite schlagen
Und dich nicht schämen, Seine Schmach zu tragen.

Die Zeit ist ernst — da gilt es völlig glauben
An Gottes ew'ges, unfehlbares Wort;
Du darfst dir keine Grübeleien erlauben,
Sonst reißt die Zweifelsucht dich weiter fort;
O, lässest du vom Zeitgeist dich berauben,
So fällst du bald in Satans Trug und Mord!
Du mußt dich unter Gottes Wahrheit beugen
Und vor der ew'gen Weisheit kindlich schweigen.

Die Zeit ist kurz — da gilt es laut bekennen
Die ganze, volle Wahrheit, offen, frei!
Da gilt's vor aller Welt mit Namen nennen,
Was unsrer Hoffnung Grund auf ewig sei:

Da gilt's im heil'gen Eifer zu entbrennen
Für Gottes Volk und Werk; sei rein und treu;
Du darfst nicht länger feig und blöde schweigen,
Du mußt für Gott und Seine Sache zeugen.

Die Zeit ist kurz — da gilt's noch manchen retten,
Der in der Dunkelheit laut ruft nach Licht,
Der frei sein möchte aus des Todes Ketten,
Dem Leben, Friede, Halt und Kraft gebriecht,
Gil, manchen noch ins Rettungsboot zu betten,
Der draußen untergeht; o, säume nicht!
Der Herr kommt bald, da wir zur Heimat gehen.
Die Zeit ist kurz, da gilt's noch treu zu stehen.

Die Zeit ist kurz! Vielleicht noch Tage, Stunden,
Dann holt der Herr Sein Volk zur Herrlichkeit,
Und allen ach! die noch nicht Heil gefunden,
Schließt damit auch die sel'ge Gnadenzeit.
So laßt uns überströmend sein im Werke,
Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann;
Daß stark uns sein im Herrn, in Seiner Stärke,
Ein guter Streiter und ein treuer Mann.



In gleichem Verlage sind erschienen:

Wilhelm Farel, ein Reformator der französischen Schweiz. (196 Seiten mit 4 Bildern.)
1 Expl. geb. 1 Mk. 20 Pf.

D. L. Moody, der Evangelist. (80 Seiten mit
1 Bild.) 1 Expl. 65 Pf.

Die Kinder Gottes, ihre Stellung, Vorrechte
und Segnungen. (259 Seiten.) 1 Expl. steif
geheftet 1 Mk. 20 Pf., gebund. 1 Mk. 50 Pf.

Wunderbare Wege und Führungen Gottes,
Geschichten aus dem Leben. Band I-III.
Preis des Bändchens (144 Seiten mit Bild)
geb. 80 Pf.

